

Bruder Benno Kehl

**Gelobt sei die Sonne**  
**Mein afrikanisches Tagebuch**

Diederichs

Mit kirchlicher Druckerlaubnis: Br. Gottfried Egger OFM, Kustos (Provinzial) der Schweizer Franziskaner, Näfels/GL, Schweiz, 1. Juli 2006

© 2009 Diederichs Verlag, München  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Weiss/Zembsch/Partner, Werkstatt/München  
Motiv: Otto Vogel  
Lektorat: Dr. Franziska Roosen  
Druck und Bindung: #  
Printed in #  
ISBN: 978-3-424-35023-5

Abbildungen © Otto Vogel. Abb.xxx Autor,  
Abb. xxx Br. Benedikt Borer.

## Inhalt

Einstimmung  
Vorwort  
Vor der Reise  
Abschied vom Kloster auf der Insel Werd  
Casablanca  
Besichtigung von Fès  
Meknès  
Aschermittwoch in Rabat  
Totenkult  
Ankunft in Korsimoro  
Das Labyrinth des Lebens  
Markttag  
Vom Loslassen  
Gedanken zur Missionierung  
Zum Ablauf einer katholischen Messe  
Umschwärmt von Straßenhändlern  
Die Armut der Gemeinde  
Der Rosenkranz  
Von kirchlichen Ritualen  
Das Richtfest  
Jeeps für die Hilfsorganisationen  
Besuch von der Caritas Österreich  
Gute Werke  
Maschinen und Reliquien  
Keine Hilfe vom heiligen Ginepro  
Der Sinn des Lebens und die Freuden einer Autofahrt  
Fischen in Dapango  
Viele Ideen für weitere Hilfsideen in Togo  
Rundgang durch die franziskanische Mission in Nadjoundi  
Fleißige Frauen, faule Männer  
Rückreise nach Korsimoro  
Gedanken zur Entstehung des Universums  
Begegnungen mit Einheimischen

Hungrige Mutter mit krankem Kind  
Das Abschiedsfest für einen verstorbenen Moba  
Sonnenfinsternis und Aidsauflärung  
Impftag im Dispensaire  
Zwei kleine Mädchen und ein weißes Huhn  
Kreuze aus Draht für die Kinder  
Besuch einer armen Gemeinde in der Steppe  
Vom Rohmaterial zum Präventionsfilm  
Kampagne gegen Aids  
Gier und Dankbarkeit  
Umkehr und Beichte  
„Gebt, dann wird auch euch gegeben werden.“  
Ruhetag  
Freilichtkino am Palmsonntag  
Abschied von Korsimoro  
Gebetsdienst für Europäer  
Ausblick  
Glossar

((Karte: Burkina Faso))

## Einstimmung

Was machen wohl die Franziskanerbrüder oder Mönche in ihren Klostermauern? Wie gehen sie um mit dem, was gemeinhin einen Menschen bewegt? Und was geschieht in einem von ihnen, wenn er sich mit einem handfesten Arbeitsauftrag auf die Reise nach Afrika begibt, nach Burkina Faso, in das „Land der ehrenwerten Menschen“?

Dieses Tagebuch erzählt uns davon, was ein junger, aufgeschlossener Franziskanerbruder auf seiner sechswöchigen Reise erlebt, die ihn vom idyllisch gelegenen Inselkloster Werd in der Schweiz über Marokko nach Burkina Faso und Togo führt. Wie geht er um mit all dem, was er in Afrika erlebt, und wie begegnet er den Leuten dort? Was bewegt ihn, und was bewegt er? Nun, Bruder Benno war ein sehr fleißiger Tagebuchschriftsteller. Und es wird uns beim Lesen nicht langweilig. Fesselnde Reisebeschreibungen wechseln mit interessanten Begegnungen ab, mit tiefen Gedanken, lustigen Erlebnissen, mit Gesprächen und auch Einblicken in sein Gebetsleben oder seinen Alltag als Franziskaner.

Was mich, seinen ältesten Mitbruder hier auf der Insel Werd, besonders interessiert hat, sind Bruder Bennos Berichte über Nadjoundi in Nord-Togo. Dort habe ich selbst fünfzehn Jahre lang – von 1964 bis 1979 – als einer der ersten Franziskanerbrüder in dieser Region gelebt. Viele schöne Erinnerungen und Bilder werden in mir beim Lesen dieses Tagebuchs lebendig ... Anrührende Begegnungen mit den einfachen Leuten, mit den Kindern oder auch das gesellige Zusammensein der Franziskanerbrüder. Damals erlernte ich zunächst die Sprache und machte mich mit Sitten und Gebräuchen vertraut. Dann ging es darum, gemeinsam mit den Brüdern zu schauen, wie es um die Menschen stand und zu entscheiden, was man ihnen an konkreter Hilfe anbieten könnte. Die Krankenstation war nicht mehr als eine runde Strohütte, die Menschen lebten wie zu Abrahams Zeiten. Ihr Tag war eingeteilt in drei Abschnitte: Sonnenaufgang, Sonne im Zenit, Sonnenuntergang, und auch die Woche war dreigeteilt, was sie übrigens auch heute noch ist: *dekogt*, der erste Tag, wenn das Hirsebieb angesetzt und aufgekocht wird, *demid*, der zweite Tag, wenn das Hirsebieb gärt, und *denyu*, der dritte Tag der Woche, der immer ein Markttag ist, der Tag, an welchem das Hirsebieb auf dem Markt getrunken wird!

Aus Bruder Bennos Tagebuch erfahren wir, dass sich seit jenen Anfängen vieles ein gutes Stück weiterentwickelt hat. Wir sehen aber auch, dass die Frage der Entwicklungshilfe und Mission, die Frage, wie wir den Menschen dort am besten helfen können, genauso aktuell ist wie damals.

In seinen Aufzeichnungen finden sich Abschnitte zur traditionellen Lehre, zum Katechismus, die Bruder Benno lebendig und gekonnt darlegt. Das vorliegende Buch mag einen strenggläubigen Leser dennoch in manchen Passagen zum Widerspruch herausfordern – und anregen! Bruder Bennos „Afrikanisches Tagebuch“ ist natürlich etwas

sehr Persönliches, und so lässt er auch seine Gedanken gelegentlich wie Schmetterlinge über Blüten streifen, die manchen Leser ein wenig esoterisch anmuten könnten. So werden hier und da Gedankensprünge zu geistiger Akrobatik, wenn Benno etwa vom Minarett der Hassan-Moschee in Casablanca zu Phallussymbolen, Hochhäusern und ... der Osterkerze kommt! Aber warum nicht? Bei dem guten Verwurzelsein in der traditionellen Lehre und dem täglichen Meditieren in geistiger Ruhe darf es für meinen jungen Mitbruder Benno auch immer wieder Zeiten geben, in denen seine Gedanken schweifen und sich austoben.

„Afrika arbeitet in meiner Seele wie strenge Exerzitien“, sagt er. Ja, dieser Kontinent fordert, gewiss – und fordert auf zur Nächstenliebe. Afrika steht meinem Herzen auch heute, fast vierzig Jahre nach meinem Aufenthalt, immer noch sehr nahe. Möge das vorliegende Tagebuch auch Ihnen ein wenig von diesem wunderbaren Kontinent erschließen.

Br. Benedikt Borer  
Insel Werd, im Juni 2007

## Vorwort

Alleine stehe ich mit einer wunderschönen Madonnastatue aus Ebenholz vor einem meterhohen Feuer irgendwo draußen in der Savanne von Burkina Faso, dem „Land der ehrenwerten Menschen“, das im Inneren des Nigerbogens in Westafrika liegt. Ich bereite mich betend und meditierend auf einen Feuerlauf vor. Dann nahm ich einen Rechen und verteilte den Gluthaufen zu einem rot glühenden Teppich, etwa 1,5 Meter breit und 4,5 Meter lang. Ich nehme von den Hirsekörnern, die ich schon bereitgestellt habe, spreche meine Gebete und schenke dem Feuer mit rechts und links jeweils eine Handvoll Hirsekörner. Hirse ist das Hauptnahrungsmittel in Burkina Faso und gedeiht nur wenn in der Regenzeit genügend Wasser fällt.

Was will ich mit diesem Feuerlauf eigentlich bezwecken? Ich will damit göttlichen Segen für mein Projekt erbitten, einen Stausee in Burkina Faso zu errichten. Gleichzeitig soll die Muttergottesstatue geweiht werden, die ich in die neue Marienkirche von Baskudre bringen will. Dort habe ich vor einigen Monaten den „grand chef“ kennen gelernt. Nach der Kirchweihe antwortete er spontan auf meine Frage, was das Wichtigste für die Region sei: Wasser, das heißt einen Brunnen oder besser noch ein „Barrage“, also ein Regenrückhaltebecken oder kleiner Stausee. So hätten seine Leute das ganze Jahr Wasser

für das Vieh und die Felder. Ich gab ihm zur Antwort, dass ich selbst über keine Mittel verfügte, aber in meiner Heimat, der schönen Schweiz, wo es Wasser und Geld im Überfluss gebe, vielleicht einen Sponsor fände.

Das alles liegt Monate zurück, die Planung für den Stausee hat inzwischen begonnen, und nun stehe ich vor dem Glutteppich mit der schweren Madonnastatue für Baskudre in der Hand. Eine Legende besagt, dass die heilige Jungfrau Maria 72 Jahre alt wurde. So sage ich ihr, dass ich ihr zu Ehren 72 Mal durchs Feuer gehen wolle. Dafür könne sie eine Fürbitte für den Stausee in Baskudre vor Gott tragen. Somit werfe ich die letzten Hirsekörner in die Glut und sehe wie das Feuer seine gefährlich heißen „Stacheln“ wie ein Igel, der sich beruhigt, nach hinten legt ... Erst jetzt kann man über die Glut schreiten, ohne sich zu verletzen. Ich spüre ein klares Ja für meinen Lauf. Das Feuer sieht zwar ruhig und friedvoll aus, aber die Glut ist so heiß, dass ich mir nach dem ersten Mal kaum vorstellen kann, mehrmals darüber zu gehen. So wie das Feuer jedes Mal einen absolut anderen Charakter hat, ist auch die Glut jedes Mal anders. Mal ist sie weich und beinahe kühl wie Moos, dann wie warme Kieselsteine. Diesmal aber kommt sie mir wie heiße spitze Steine vor und trotzdem ist sie unglaublich anziehend; es ist fast lustvoll, darüber zu gehen. Nach einem Dutzend Überquerungen schaue ich meine Füße an in der sicheren Annahme, mich kräftig verbrannt zu haben. Aber es ist nichts zu sehen: keine Blase, nichts. So laufe ich immer wieder und wieder. Es ist wunderschön, der Sternenhimmel, der Glutteppich, die Madonnastatue, dazu die absolute Stille um mich. Als ich das 72. Mal über die Glut schreite, kommen die Brüder vom Vespergebet, um gemeinsam das Nachtessen einzunehmen. Ich folge ihnen mit der Madonna völlig durchgeschwitzt an den Esstisch und lächle. Über das, was geschehen ist, sprach niemand.

Nach einem langen Rückflug komme ich an einem Freitagmorgen heim auf die Insel Werd. Hier, am Auslauf des Bodensees bei Stein am Rhein, liegt unser Kloster. Während ich die etwa zweihundert Meter lange Holzbrücke überquerte, betrachte ich die traumhaft schöne Landschaft und freue mich, wieder auf „mein“ kleines Inselchen zurückzukommen. Als ich ins Wasser schaue, traue ich meinen Augen nicht: Da schwimmt ein kräftiger Biber im kühlen Rhein, zwischen den Zähnen einen Ast. Ich bin völlig überrascht, denn schon seit Jahren habe ich mir gewünscht, endlich einmal einen unserer fleißigen Inselnachbarn zu treffen. Schon Duzende von Bäumen hat er in nächtlichen Aktionen auf unserer Insel gefällt, gesehen wurde er aber nie. Und nun kommt er mich als erster begrüßen. Mir ist, als ob der Biber sagt: „Hallo, Bruder Benno, baust Du Deinen Stausee, dann mach es wie wir: ein Stück Holz nach dem anderen, und am Schluss ist die Vision Wirklichkeit.“ Eigenartig berührt von dieser seltenen Begegnung gehe ich zuerst in die Kapelle, um Gott für die gute Zeit in Afrika und den lieben Willkommensgruß zu danken, der mir wahre Motivationsflügel verleiht. Er lässt meine letzten Zweifel am Stauseeprojekt verschwinden.



Zuletzt noch zu der Frage, was mich überhaupt nach Afrika geführt hat. Schon als kleiner Junge habe ich Missionar werden wollen. Dass ich tatsächlich eines Tages in Franziskanerkutte nach Westafrika, genauer: nach Burkina Faso reisen sollte, hätte ich mir nicht träumen lassen. Selbst im Herbst 2005 erschien mir dieser Gedanke noch völlig fern. Damals kam von der Kurie in Rom ein Schreiben, das um eine genaue Beschreibung des Tätigkeitsbereichs eines jeden Bruders bat in der Absicht, für gewisse Aufgaben in jeder Franziskanerprovinz jeweils einen Verantwortlichen zu haben. Die Formulare wurden gewissenhaft ausgefüllt und an die Kurie zurückgeschickt. Einige Zeit später fiel mir der Status von Rom („Direktiones Domorum Ordinis Fratrum Minorum“) in die Hände – das ist ein Buch, in dem allerlei über die Brüder und deren Aufgaben geschrieben steht. Ich schaute nach, was unter Bruder Benno-Maria Kehl vermerkt war, und las: Guardian des Inselklosters Werd, Diakon und „Missionar ad gentes“. Sofort fragte ich bei einem Definitor nach, wie ich zu der Ehre komme, als „Missionar ad gentes“ geführt zu werden. Der Mitbruder sagte, man habe einen Verantwortlichen benennen müssen, und da habe man einfach meinen Namen eingesetzt. Dann werde ich mich künftig in diesem Feld engagieren, dachte ich mir, was mir auch erlaubt wurde.

Die Mission empfinde ich als eine sehr vielschichtige Herausforderung. Einerseits ist es wichtig, dass die frohe Botschaft vom Kommen des Gottesreiches in alle entlegenen Winkel der Erde getragen wird. Es geht darum, die Menschen mit sich selbst, ihrem Nächsten und Gott zu versöhnen, ihnen Solidarität mit den Armen, Kranken, Behinderten, Gefangenen und Ausgegrenzten ans Herz zu legen und schließlich ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass unser irdisches Leben nicht das einzige ist, sondern wir auf das jenseitige Leben hoffen dürfen. Andererseits bildet diese Haltung den geistigen Hintergrund dafür, die materiellen Grundlagen unseres Zusammenlebens neu zu ordnen. Denn der Gläubige weiß: „Gebt, dann wird auch euch gegeben werden. In reichem, vollem, gehäuften, überfließendem Maß wird man euch beschenken; denn nach dem Maß, mit dem ihr messt und zuteilt, wird auch euch zuteilt werden.“ (Lk 6,38)

So habe ich vom Orden den Auftrag erhalten, eine Brücke der Hoffnung zwischen unserer materiell reichen, in Glaubensdingen aber ärmeren Ersten Welt und der materiell ärmeren, in Glaubensdingen jedoch reicheren Dritten Welt zu bauen. Ich tue das unter dem Zeichen des T (Tau), das ein Buchstabe des hebräischen und des griechischen Alphabets ist. In der Bibel hat es die Bedeutung der Erwählung, und in diesem Sinne ist es ein Symbol für die franziskanische Bewegung geworden. Selbstverständlich sind unsere Unterstützungen nur kleine Tau-Tropfen auf den heißen Steinen Afrikas. Doch immerhin können die Brüder in Westafrika dafür sorgen, dass die verschiedenen Investitionen nicht im Sand verlaufen, sondern weiterhin gepflegt werden. Seit 2004 sind die Franziskaner dort tätig, jenem Jahr, als der Bischof sie dazu berief, die Pfarrei Korsimoro in Burkina Faso zu

übernehmen. Korsimoro ist sowohl eine Gemeinde als auch ein dasselbe Gebiet umfassende Departement mit ungefähr dreißig Dörfern. Seitdem hat sich dort viel getan. Wie wichtig zum Beispiel der Bau von Kirchen aus Steinen ist, wurde mir erst vor Ort bewusst. Hier, wo es außer zahlreichen Menschen, einigen Tieren und wenigen Pflanzen nur viel Staub gibt, fehlt unter anderem für den Kirchbau oft das Geld. So fertigen die Menschen ungebrannte „Ziegel“ aus angefeuchteter Erde an. Als Dach für die Kapellen dienen ihnen Strohmatte. In der Regenzeit zerfällt dann vieles wieder, die meisten Kapellen sehen anschließend ärmlicher aus als der Stall von Bethlehem. Und das, obwohl jedes Jahr viele Menschen zum Christentum konvertieren und der Platz in den wackeligen Gotteshäusern ohnehin nicht für sie alle ausreicht. Da ist es eine Wohltat, wenn mit europäischer Hilfe „standfeste“ Kirchen errichtet werden können.

Mein besonderes Interesse gilt der kleinen Schreinerei in Korsimoro. Bruder Maurice bildet dort seit mehreren Jahren junge Afrikaner ohne Schulbildung aus. Vor meinem Eintritt ins Kloster habe ich selbst als Schreiner gearbeitet. Und so kam ich letztlich auch nach Afrika. Denn unser Altmissionar von Kloster Werd, Bruder Benedikt, schlug mir als neuem „Missionar ad gentes“ einen Aufenthalt in Togo vor, wo er vierzig Jahre zuvor eine Pfarrei aufgebaut hatte. Von dort sei es nicht weit zu den Brüdern in Burkina Faso, denen wir im selben Jahr – 2006 – eine Maschine für die Schreinerei gesponsert hatten. Als gelernter Schreiner könne ich die dortige Schreiner Ausbildung sicherlich gut unterstützen, meinte er. Schon einige Monate später brach ich zum ersten Mal nach Burkina Faso auf. Was Afrika mit mir anstellte, was ich dort erlebte und an Einsichten gewann, habe ich in diesem Tagebuch festgehalten.

Br. Benno-Maria Kehl OFM  
Eschenz, im Juli 2007

## Vor der Reise

Im November 2005 erzählte mir ein alter Bekannter ganz bewegt und begeistert von einem Projekt *Hoffnung am Nähfaden* auf Haiti und so fing ich selbst schnell Feuer. Bald schon bekam ich vom Orden die *missio* zu einem Aufbaueinsatz in Haiti, trotz der schwierigen politischen Situation vor Ort. Von meinen Mitbrüdern im Kloster auf der Insel Werd wurde mir indessen gerade wegen der gefährlichen Lage im Land geraten, doch besser nach Togo zu gehen. Dort hatte Bruder Benedikt, unser ältester Mitbruder, vor über vierzig Jahren eine Mission aufgebaut, und heuer feiern die Franziskaner dort fünfzig Jahre Ordenspräsenz. „Solange Pfarrer Schippert in Haiti uns nicht abrät zu kommen, fahren wir“, sagte ich. Kaum aber hatten wir den Flug gebucht, erreichte uns eine erschütternde E-Mail: Kriminelle hielten praktisch alle Zufahrtswege zum Flughafen besetzt und der Pfarrer sei sogar angeschossen worden. Er würde uns bitten, hieß es, zu einem späteren Zeitpunkt zu kommen.

So nahm ich also mit den Brüdern in Togo Kontakt auf. Im Nu war umgebucht, auch das Projekt stand sofort. Unsere Gemeinschaft hat immer wieder Projekte in Togo und Burkina Faso unterstützt. Zum letzten Weihnachtsfest hatten wir dort den Kauf einer elektrischen Kombi-Schreinermaschine finanziert, und wie es aussah, war die Maschine angekommen, es fehlte aber noch ein tüchtiger Einführungskurs in den sicheren und präzisen Umgang damit. Da war ich natürlich Feuer und Flamme, denn der Umgang mit Maschinen und Holzkonstruktionen ist seit meiner Lehrzeit in der Schreinerei mein Element.

## Abschied vom Kloster auf der Insel Werd (25. Februar 2006)

Heute früh putze ich noch die Toiletten im Kloster und räume mein Zimmer ordentlich auf, denn ich hinterlasse nie etwas unaufgeräumt. Dann unternehme ich einen letzten Spaziergang um die schöne Insel herum, auf der unser Kloster liegt, und bitte Gott, die Engel und die Elemente, die Insel in meiner Abwesenheit zu schützen, gerade weil gestern der erste Vogelgrippefall am Bodensee gemeldet wurde. Anschließend packe ich meinen Koffer, in dem neben meinen Habseligkeiten etliche Schweizer Taschenmesser, Uhren und gutes Schweizer Käsefondue Platz finden; dazu eine Reihe Travellerschecks für diverse Anschaffungen für die Mission und die Filmausrüstung, weil ich auch für Tele Stein, das Regionalfernsehen in Stein am Rhein, und das franziskanische Tau-TV unterwegs bin. Ich hoffe, dass es in Afrika noch ganz besondere Filmaufnahmen zu machen gibt! Weiterhin viele gute Computerprogramme, da wir der Mission helfen wollen, einen besseren Anschluss an die Computer- und Internetwelt zu bekommen. Der Schritt aus der Armut und Abhängigkeit ist letztlich nur möglich, wenn auch die ärmsten Länder Zugang zum Internet und zur modernen Kommunikation erhalten. Ich muss aber gestehen, ich wäre nicht auf die

Idee gekommen, einen Laptop für Togo zu sponsern, wäre ich nicht von den Brüdern aus Afrika darum gebeten worden.

In der heiligen Messe heute betet Bruder Benedikt speziell für ein gutes Gelingen meiner Reise, und danach trifft sich die franziskanische Weggemeinschaft auf der Insel. Die Brüder bilden gemeinsam einen Segenskreis um mich und beten intensiv um Segen für meine Reise. Im Nachhinein erfüllt es mich sehr mit Dankbarkeit, dass sie das für mich taten. Was entbehren doch Menschen, die keinen Zugang zu einem Segnungsritual haben ...

Im Zug zum Flughafen Zürich tippe ich meine ersten Tagebuchnotizen in mein Handy. Ob daraus ein weiteres Buch wird oder nicht, weiß ich nicht. In jedem Fall tut Tagebuch schreiben der Seele gut, denn so reflektiere ich den Tag viel intensiver und kann auch mein Beten viel lebendiger gestalten.

Am Flughafen tauchen zu meiner Überraschung meine Schwester mit ihrer Tochter und meinen Eltern auf. Meine Schwester streckt mir mein soeben erschienen Buch „Das Lied Des Lichts“ hin und bittet mich, es zu signieren. Ein Abschiedskuss für jeden, und ab durch das Gate. Schon lange habe ich nicht mehr in einem Flugzeug gesessen und ich bin voll Vorfriede, denn das Fliegen fasziniert mich noch genauso wie bei meinem ersten Flug als Junge. Als wir in der Luft sind, lasse ich meine Gedanken kreisen meine Gedanken um den christlichen Glauben. Ich verstehe, dass manche Menschen es damit schwer haben, gerade weil ich zutiefst weiß, dass der Glaube an Jesus ein Geschenk des himmlischen Vaters ist. Er beschenkt, wen er will, und das liegt nicht in meiner Hand. Mancher stört sich auch an der Institution Kirche und meint es ginge ihr hauptsächlich um Geld, Macht und Selbsterhaltung. Aber dieses Zerrbild von Kirche hat nicht viel mit dem Geheimnis Kirche zu tun, wie ich es kenne. Sicher fällt es auch mir leichter, kritisch auf eine kirchliche Führungsgestalt zu zeigen, als in meine eigenen Abgründe zu schauen. Stelle ich mich stattdessen aber dem erlösenden, liebenden und gerechten Blick Jesu, schenkt das Leben plötzlich neue Gelegenheiten. Ich erlebe, dass ich sein kann, wie ich bin, dass ich weder meine Stärken präsentieren muss noch mit meinen guten Werken prahlen. Auch meine Defizite und Schattenseiten muss ich nicht mehr ängstlich verbergen. Wenn jemand um dieses Wesen der Kirche weiß, wird er auch das Kreuz und die Erlösung als unglaubliches Geschenk entdecken. Also bete ich, dass die Menschen, die mir lieb sind, das Geschenk des christlichen Glaubens entdecken. Franziskus, unser Ordensgründer, hat in diesem Zusammenhang einen sehr weisen Artikel in unsere Regel geschrieben: Die Brüder, welche unter die Ungläubigen gehen, sollen allen Geschöpfen dienen und nur, wenn sie nach ihrem Glauben gefragt werden, sollen sie bekennen, dass sie Christen sind und an den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist glauben. Oder, wie man sagt, wir sollen den Glauben leben, aber wir sollen ihn so leben, dass die anderen nach unserer Hoffnung fragen.

Wir landen in Casablanca. Im Hotel setze ich mich im Schneidersitz auf mein Bett und spreche innerlich das Abendgebet. Danach schlafe ich tief und fest.

### **Casablanca (26. Februar 2006)**

Früh am anderen Morgen erwache ich und gehe zuerst ins Gebet. Nach einem Frühstücksbuffet mit Tee und Kaffee besuche ich die Hassan-II.-Moschee, nach Mekka die größte Moschee der Welt. Ein Mammutbau, der nach sechs Jahren Bauzeit 1993 fertig gestellt wurde und ca. zwei Milliarden Schweizer Franken kostete. Zur Moschee gehört ein ganzer Gebäudekomplex – eine Schule, eine Bibliothek, Bäder, ein Museum, Konferenzräume. Die Belüftungsanlage braucht so viel Strom, dass sie nie in Betrieb genommen wurde. Das Minarett mit seinen 210 Metern Höhe überragt den Petersdom. Die gigantische Anlage ist eine Augenweide, und es ist sicher ein Erlebnis, wenn im Inneren der Moschee 20.000 Gläubige und auf einer Gebetsplattform außen weitere 80.000 Gläubige Gott den Allmächtigen preisen! Im Untergeschoss der Moschee befindet sich ein Baderaum, der nie benutzt wurde, aber das achteckige, mit Mosaiken ausgelegte Becken, die Säulen, die Marmorbänke, die Spitzbögen sind wunderschön. Und was für eine herrliche Akustik! Ich sitze einige Zeit still da, und summe ein Taizé-Lied

Draußen regnet es, die Wellen des Meeres schäumen wie wild. Afrika hatte ich mir gewiss nicht so regnerisch kühl und mit gigantischer Moschee vorgestellt! Auf dem Weg zum Taxi kreisen meine Gedanken um „falsches Prestige“. Wie verkehrt etwas laufen kann, wurde mir vor kurzem bewusst: Da waren einige muslimische Flüchtlinge zu mir gekommen und hatten mich um finanzielle Unterstützung für das Essen gebeten, das sie zu einer Beerdigung ausrichten mussten. Ich erlaubte ihnen, für 1.000 Schweizer Franken einzukaufen, sie aber gaben auf unsere Kosten fast den dreifachen Betrag aus. Bei der Abdankungsfeier durfte ich dabei sein, und ich hatte nicht wirklich den Eindruck, dass man sich in erster Linie vom verstorbenen Vater verabschiedete. Vielmehr schien es darum zu gehen, den Verwandten und Freunden zu imponieren, mit dem, was man hatte und anbot. Als mir dann ein Familienangehöriger sagte, dass sie sich vor den Bekannten nicht blamieren dürften, dass alles ordentlich fett sein müsse usw., begann ich langsam, etwas von dieser anderen Mentalität zu verstehen. Dass die ganze Feier von einem Franziskaner gesponsert wurde, dass sie selbst kaum wussten, wie sie das Benzin für den auf Pump gekauften Mercedes bezahlen sollten, spielte offenbar keine Rolle.

Ähnlich kommt es mir mit den unglaublich hohen Wolkenkratzern und Türmen vor, die immer noch höher und größer sein wollen als die der anderen. Der Anblick der Architektur dieser Moschee, erinnere ich mich an einen Artikel über verschiedene Phallussymbole. Ob man hier vielleicht besessen davon war, ein Minarett zu errichten, das alles andere mit seiner Höhe überragt, ohne Rücksicht auf die Kosten? Und derart unverhältnismäßig viel Energie in ein solches Phallussymbol gesteckt hat? Ein sehr liebenswürdiges algerisches

Touristenpaar berichtet mir, dass einige Algerier eine *noch* größere Moschee bauen wollen. Dabei schütteln sie den Kopf und meinen, es sei kaum zu fassen – so viele Menschen lebten in Algerien im Elend, doch ein paar Regierungsmitglieder trauten sich, solche Pläne zu schmieden. Der Phalluskomplex ist wohl weiter verbreitet, als wir uns eingestehen wollen. Vom Muslim, der sich in Schulden stürzt, um bei einer Beerdigung ordentlich aufzutragen, über den jungen Westeuropäer, der seine Potenz durch ein viel zu teures, starkes, aber geleastes Auto demonstrieren will, bis hin zu den Wolkenkratzern, den „Phallustürmen“ überall auf der Welt.

Eine gewisse Rehabilitation erlebt das Phallussymbol für mich in einem Ritus aus der Osternacht. Die Osterkerze, geformt aus dem köstlichen Wachs der Bienen, wird am Osterfeuer entzündet und in die dunkle Kirche getragen. Dieser Ritus ist ein Symbol dafür, dass es Christus selbst ist, der Licht in die Kirche bringt. Aber die große Kerze könnte auch an ein Phallussymbol erinnern, welches auf die aus Gott Gezeugten oder eben die aus der Taufgnade Lebenden verweist. „Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, allen, die an seinen Namen glauben, die nicht aus dem Blut, nicht aus dem Willen des Fleisches, nicht aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren sind.“ (Joh. 1,12-13) In der Liturgie der Osternacht wird dann das Feuer, ausgehend von der Osterkerze, an alle Gläubigen weitergereicht. Mit der nun brennenden eigenen kleinen Kerze werden diese daran erinnert, dass Christus auch in ihrem Innern leuchtet und dass sie durch die Taufe wiedergeboren wurden für ein Leben mit und aus Gott. Die Osterkerze wird dann bei der Taufwasserweihe dreimal in das Taufwasserbecken eingetaucht – ein Symbol, das eindrücklich daran erinnert, dass Mann und Frau zur Zeugung eines Kindes zusammenkommen. Hier ist es sozusagen Gott, der durch Christus seinen Geist in das Taufbecken abgibt, um im „Schoss der Kirche neue Kinder zu zeugen“, deren Geburt im Ritual der Taufe sichtbar wird. Aber natürlich geben Rituale nur eine äußere Wirklichkeit preis, die in einer Seele erst dann auf fruchtbaren Boden fällt, wenn sie auch ernsthaft mit der Gnade und Liebe Gottes zusammengeht.

Von Casablanca her näherte ich mich mit dem Zug der Stadt Fès, der drittgrößten Stadt Marokkos. Eine schöne Zugfahrt durch eine für mich überraschend grüne Landschaft! Alle Flüsse führen Hochwasser, und es regnet in Strömen. Nachdem ich mich im Hotel in Fès eingerichtet habe, schlendere ich auf der Suche nach einem guten Restaurant noch ein bisschen durch die Straßen. Als ich plötzlich vor einem McDonald's stehe, kann ich nicht widerstehen ... Unglaublich – sogar das McSundae-Eis schmeckt genauso wie am Bodensee! Ich trinke noch einen Whisky an der Hotelbar, dann schlafe ich noch während des Abendgebetes ein.

### **Besichtigung von Fès (27. Februar 2006)**

Nach einer erholsamen Nacht und meiner morgendlichen Meditation habe ich noch etwas Zeit, bis der Mann kommt, der mich im Gassengewirr von Fès führen soll. Während ich warte, erfüllt mich die Erinnerung an den wunderschönen Gottesdienst, den ich gestern inmitten eines international durchmischten Kirchenvolks irgendwo in Casablanca genossen habe. Obwohl auffällig viele Gläubige während der Kommunion tief in sich gekehrt an ihrem Platz blieben, scheinen die Menschen offensichtlich gerne in die Messe zu kommen. Ich denke, dass sie sich aus irgendeinem Grund gerade nicht bereit fühlen, zur Kommunion zu gehen, aber trotzdem gerne in der Kirche sind und früher oder später wohl einen Priester für ein Beichtgespräch aufsuchen werden. Die besondere Rolle der Rituale während der Messe wird mir durch dieses Bild einmal mehr bewusst, denn nur wer hinter die äußeren Symbole zu schauen vermag, erlebt mehr. Die Messe ist zuerst mal der liturgische Ort, an dem das Volk Gottes seinem Schöpfer begegnen möchte und sich mit ihm in der Kommunion vereinigen will, wobei die Kirche sozusagen den Raum bereitet, in welchem der Wille Gottes erkannt und bestmöglich umgesetzt werden kann.

Das Bischofskollegium stellt die weltweite Einheit der über Jahrhunderte gewachsenen Ordnung der katholischen Kirche sicher, wobei das Petrusamt mit dem Papst eine besondere Rolle einnimmt. So wird auch über die Glaubenslehre und die Moralfragen gewacht. Die Struktur der Kirche wird durch den Klerus geführt im dreifachen Einheitsdienst von Bischof, Priester und Diakon. Die heilige Messe ist immer die Feier des ganzen Heilsgeschehens. Von der Geburt Jesu und seinem Ruf zur Umkehr über die Gebete durch Christus, die uns vor Gott treten lassen, bis hin zu Jesu Auftrag, seinen Tod und seine Auferstehung unter dem Zeichen von Brot und Wein zu feiern. Der Höhepunkt ist dann sicher die Kommunion, wo wir uns mit Gott, der uns in Jesus nahekommt, vereinigen. Die Teilnahme an der Kommunion ist immer ein Ausdruck dafür, dass wir den Glauben der Kirche teilen, dass wir uns bemühen, die Moral der Kirche einzuhalten und dass wir auch materiell verbindlich zum Weiterbestehen und zum Aufbau der Kirche beitragen. So gibt es in der Kirche auch immer Katholiken, die nicht zur heiligen Kommunion gehen, weil sie aus irgendeinem Grund nicht in der vollen Einheit mit der Kirche sind.

Schließlich taucht der Führer auf – wenn auch dreißig Minuten zu spät und recht ungepflegt und verschwitzt. Einen ganzen Tag soll er mich für 120 marokkanische Dirhams (ca. 15 Schweizer Franken) durch die Stadt führen. Nachdem er mich erst beim schönen Königstor für ein Foto aussteigen lässt geht es bald weiter geht es auf den von Touristen ausgetretenen Pfaden. Alles darf man fotografieren, die Gerber, die Metall- und Silberschmiede, die Keramikünstler und Teppichknüpfer, die zu farbenfrohen Eindrücken verschmelzen. Mir wird am Ende Marokko-Whisky angeboten – was nichts anderes ist als süßer Schwarztee mit Pfefferminze!

Die meisten Marokkaner sind sehr zuvorkommend, aber echte Freude treffe ich nur selten an. Die wohl köstlichste Begegnung für mich ist die mit einem schielenden Mädchen am Kaffeestand. Das kam so: Mein Führer konnte nicht verstehen, dass ich nicht heiraten möchte und die Frauen dennoch liebe. Dies hat er den beiden Mädchen am Kaffeestand, wo er auf mich wartet, anscheinend erzählt. Jedenfalls kichern sie und schauen mich an, ich einen Kaffee bestelle. Das schielende Mädchen trägt eine sehr hübsche Fatima-Hand auf ihrer Brust und als ich ihr ein Kompliment für den Schmuck mache, strahlt sie mich an. Wir scherzen und sprechen über dies und jenes. Die beiden Freundinnen können sich vor lauter Kichern kaum halten. Als ich die eine frage, ob sie mir die Fatima-Hand verkaufen würde, kann sie es kaum fassen. Jedenfalls freue ich mich, dieses Schmuckstück jetzt selbst zu tragen und zu wissen, dass das Mädchen einen guten Nebenverdienst hatte. Gerne denke ich an das strahlende und lachende Gesicht zurück mit den schielenden und doch irgendwie ungetrübten Augen ... Die Muslime verstehen die Fatima-Hand als Schutz- und Segenszeichen. Fatima war die jüngste Tochter des Propheten Mohammed und bringt einen Hauch Weiblichkeit in die doch sehr von Männern dominierte Religion hinein, ähnlich wie bei uns Maria etwas von der weiblicheren Seite der Spiritualität durchscheinen lässt.

Sicher, die vielen Menschen hier, die einem irgendwie helfen, ein Geschäftchen deichseln oder einfach nur betteln wollen, sind für mich etwas ungewohnt. Aber ein Tourist trägt nun einmal Geld mit sich herum, und es ist gut verständlich, dass jeder sich eine Münze ergattern will. Den Abend verbringen ich bei einer Flasche Wasser und Tee in einem kleinen Café in der Neustadt von Fès.

### **Meknès (28. Februar 2006)**

Ich sitze im Zug von Fès nach Meknès, das im Norden Marokkos liegt. Die endlos weiten grünen Felder, die sanften Hügel mit ihren Olivenbäumen und den weißen Knospen der Mandelbäume fliegen an mir vorbei.

Angekommen in Meknès, fahre ich mit dem Taxi zu der Adresse, die ich aus dem Verzeichnis unseres Ordens habe, um meinen marokkanischen Brüdern wenigstens „pace e bene“ zu wünschen. Ich werde sehr herzlich empfangen vom Guardian, der mich einlädt, über Nacht zu bleiben. Da es sehr eng im Klösterchen sei und sie heute noch volles Programm hätten, bittet er mich allerdings, erst gegen 18 Uhr zurückzukommen. So lasse ich mein Gepäck im Kloster und stürz mich ins endlose Getümmel von Meknès.

Lange spaziere ich durch die Märkte und Handwerkerviertel, schaue mir besonders auch die Schreinereien an, wo durchwegs ohne jegliche Schutzvorrichtung gearbeitet wird. Als ich einen Schreiner frage, ob sie nicht viele Unfälle hätten, meint er, zwei bis drei im Monat seien normal. Oh je – was würde die Schweizerische Unfallversicherungsanstalt wohl dazu sagen? Ich bin gespannt, wie das Problem mit der Einhaltung der Sicherheitsvorschriften in Burkina Faso gehandhabt wird. Nach meinem ausgedehnten



Spaziergang sitze ich lange in einem Bistro am Place du Roi. Es gibt ein traditionelles Mittagessen mit Kartoffeln, Rüben und Hühnchenfleisch, wozu ich wie gewohnt Bier oder Wein bestellen will. Doch muss ich mich mit einer Cola zufriedengeben, da das Alkoholverbot eingehalten wird. Immer wieder kommen Bettler an den Tisch, sie werden aber vom Personal höflich weggeschickt.

Nach dem Essen mache ich eine Stadtrundfahrt mit einer rosaroten Kutsche und sehe gigantische Paläste, Kornspeicher, Gefängnisse und wunderschöne Tore mit zierlichen maurischen Spitzbögen. Am Schluss gibt es einen wüsten Wolkenbruch, der mich ganz durchnässt im kühlen Franziskanerkloster ankommen lässt. Mit den Brüdern feiere ich die Vesper mit heiliger Messe. Dies alles geschieht in einer bestechenden Schlichtheit – der *Spirit* in diesem Klösterchen ist von einer wunderbaren Schmucklosigkeit und geschwisterlichen Liebe geprägt! Früher dienten die Brüder den ansässigen Christen als Seelsorger, und nachdem alle Christen weggezogen waren, wurde die Kirche verkleinert und zu vier Schulzimmern umfunktioniert. Hier sind jetzt 1.400 Sprachstudenten eingeschrieben, die gratis Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch und Arabisch lernen können. Die Lehrer, welche von den Brüdern unterstützt werden, geben unentgeltlich Unterricht für ärmere Muslime und Muslima. Es ist schon erstaunlich, wie die Brüder den Menschen hier dienen.

Beim marokkanischen Abendessen wird noch eine Flasche Champagner geöffnet, um den letzten Abend vor der Fastenzeit zu feiern. Die Brüder Simeon (Guardian aus Polen), Joel (Senior aus Frankreich), Pietro (Vikar aus Italien) und Pierre (Novize im Sozialjahr aus Frankreich) sind wohl die eindrucklichste Gemeinschaft, die ich seit langem angetroffen habe. Wir müssen zwar in Pullover und Jacke essen, da es keine Heizung gibt, aber die Stimmung ist so warmherzig, dass wir die Kälte ganz vergessen. Übrigens: Es hätte schon eine Elektroheizung gegeben, aber als wir sie anstellen wollten, sprangen alle Sicherungen heraus!

### **Aschermittwoch in Rabat (1. März 2006)**

Es ist noch kälter geworden. Wir treffen uns in der Kapelle zur Meditation und zum Morgengebet. Beim Frühstück versuchen mir die Brüder zu erklären, wie behutsam sie hier als Christen leben müssen, um das dünne Eis des Vertrauens nicht zu zerbrechen. So sollten auch wir zurückhaltend sein mit dem Filmen und Fotografieren, bitten sie uns. Es gebe natürlich auch viele muslimische Familien, die ihnen Liebe und Sympathie entgegenbrächten. So sei den Brüdern gestern viel Süßes und Kuchen geschenkt worden, weil man wisse, dass heute die Osterfastenzeit beginnt.

Nach dem Frühstück begleite ich Bruder Pierre in ein soziales Zentrum, das Jungen auffängt, die von zuhause weggelaufen sind. Bruder Pierre gibt hier am Mittwochmorgen

Unterricht im Jonglieren mit Bällen. Ich bin erstaunt, wie er zu den doch sehr wilden Kindern einen Weg findet und mit ihnen arbeiten kann! Wir treffen auch eine franziskanische Schwester, die immer montagmorgens mit den Kindern Puzzles legt. Für die Buben sei sie so etwas wie die Großmama, sagt sie. Es ist schon bestechend, die franziskanische Präsenz inmitten des Elends eines islamischen Landes zu erleben – die einzig mögliche Form von Mission scheint hier der Dienst der Nächstenliebe zu sein. Und jetzt sitze ich hier zwischen lauter eher ungewaschenen Jungs, die mir gebannt zuschauen, wie ich Tagebuchnotizen in mein Handy hineintippe!

Bruder Pierre beendet seinen Unterricht beendet und wir kehren ins Kloster zurück. Auf ein Gebet folgt dort das schlichte Mittagessen. Ich muss schon schmunzeln, als ich sehe, dass die Brüder extra meinewegen Fleisch bereitet haben! Na ja, die Armen dürfen essen, was ihnen vorgesetzt wird ... Und so erlebe ich wohl meinen ersten Aschermittwoch, an dem ich Frikadellen zu Mittag verspeise.

Nach einer angenehmen Fahrt von Meknès nach Rabat steuere ich zunächst die Kathedrale der marokkanischen Hauptstadt an. Ich bin etwas überrascht, mitten in einer Stadt, in welcher der Ruf der Muezzins immer wieder wie eine Sirene erschallt, einen so riesigen christlichen Kirchenbau anzutreffen: Zwei mächtige weiße Türme aus Beton, die an den gotischen Baustil erinnern, stehen wie zwei Wächter links und rechts vor dem Haupttor, über welchem eine mächtige Rosette eingelassen ist. Die Atmosphäre in der Kathedrale gefällt mir auf Anhieb. So strahlt der mächtige Raum Ruhe, Würde und Sammlung aus, und zugleich flutet durch ein riesiges Glasfenster vis-à-vis vom Haupttor viel lebendiges Licht in den Raum. Ich freue mich, hier den Aschermittwochsgottesdienst mitfeiern zu können. Einmal mehr bin ich dankbar, zu einer weltumspannenden Glaubensgemeinschaft zu gehören.

Sofort werde ich vom Messner empfangen, der anscheinend wie ein guter Pförtner ein wachsames Auge auf alle hat, die da kommen. Ich frage ihn nach den Franziskanern, und schon bald darauf spreche ich mit dem Provinzial von Marokko. Wieder ein äußerst eindrücklicher Mann. Er selbst ist Mexikaner und freut sich von Herzen, dass ich ihm Grüße aus der Schweiz überbringe. Eigentlich kam er in die Kirche, um die Beichte zu hören, und ich selbst wollte nur kurz hallo sagen – doch entwickelt sich aus diesem spontanen Treffen ein geistliches und herzliches Gespräch. Ich bin selbst erstaunt, über was alles ich mit meinen wenigen Worten Französisch mit ihm sprechen kann! Wir sitzen auf der vordersten Bank in der Kirche, die die Form eines riesigen lateinischen Kreuzes hat mit dem imposanten Altarraum an der Stelle, wo sich die Balken kreuzen. Der Altarraum wird von einer großen Kuppel, von Spitzbögen getragen, überwölbt. Ihre schönen Schwünge erinnern mich sehr an die vielen Tore von Marokko. Die Kirche füllt sich bald mit vielen Menschen aus verschiedensten Nationen. Es tut gut, die einfachen, französischen Lieder, die in ihrer Art an

Taizé erinnern, mitzusingen. Nach einer eindrücklichen Predigt über den Wunsch und Ruf Gottes, der will, dass wir zu ihm zurückkommen und der voll Erbarmen und Liebe auf uns wartet, wird uns die Asche aufs Haupt gestreut zum Zeichen der Umkehr. Ich verstehe zwar nicht, was genau der Priester dazu sagte, aber bei uns sagen wir jeweils: „Bedenke Mensch, du bist Staub und kehrst zum Staub zurück.“ Im Hinblick auf den eigenen Tod fragt man sich dann wohl: „Wie soll ich leben, dass ich vor Gott hintreten kann?“

Nach der Messe bummle ich durch die abendlichen Souks und ich muss gestehen, dass mir das Aschermittwoch-Fasten, d. h. nur eine einzige Mahlzeit zu sich zu nehmen, schwer fällt wie lange nicht mehr. Da hilft mir wieder mein Armutsgelübde, welches aus dem Vertrauen erwächst, dass unser Gott es gut meint und auch mir immer das zukommen lässt, was ich wissen muss und zum Leben wirklich brauche. Ich bin überzeugt, dass Gott Adam und Eva die Frucht am Baum von Gut und Böse nicht vorenthalten wollte, aber die beiden als noch nicht reif genug empfand, um mit diesem Wissen umgehen zu können. Hätten sich Adam und Eva schon an die franziskanische Grundhaltung, die Jesus lehrte, halten können, wären sie im Vertrauen auf Gott arm geblieben, da sie gewusst hätten, dass er uns alles gibt, wenn die Zeit dazu reif ist. Und hätten Adam und Eva in dieser Haltung der Armut, die tiefstes Vertrauen in den Schöpfer voraussetzt, geduldig unter dem Baum der Erkenntnis gewartet, wären ihnen die Früchte der Weisheit über kurz oder lang in den Schoß gefallen. Oder was ist Weisheit anderes als der gute Umgang mit den Polaritäten und den Schöpfungsgesetzen? Die Versuchung, größer und mächtiger sein zu wollen als man ist, findet in den meisten von uns Menschen wohl eine gewisse Resonanz ... Franziskus sagt da: „Du bist, was du bist vor Gott – nicht mehr und nicht weniger.“ Nur der nüchterne Blick hilft, uns selbst in unserer eigenen Kleinheit oder Größe richtig einzuschätzen – sich unter- oder überschätzen ist eine Form von falscher Demut.

Als der Nachtmarkt allmählich zu Ende geht, schlendere ich durch die Gassen zurück. Vor einer Metzgerei macht sich eine Gruppe ausgehungertes Katzen gierig über die Fleischabfälle her, die auf die Straße gekippt wurden. Nachdem ich an der Hotelbar noch ein Glas Wasser getrunken habe, gehe ich auf mein Zimmer und träume in meinem Hotelbett von vielen Katzen, die bei uns auf der Insel Werd im Heizungsraum nach Futter betteln ... Darunter eine todkranke Katze. Während ich diese Katze an den Rhein bringen will, kommt der Heizungsmonteur. Ich erwache und erinnere mich daran, dass ich vor meiner Abreise den Heizungsmonteur nicht mehr erreicht habe. Vermutlich mache ich mir auch wegen der Vogelgrippe Sorgen, weil ich gehört habe, dass die Insel deshalb abgesperrt sei. Ich nehme mir vor, den Brüdern auf der Insel eine SMS zu schreiben.

## Totenkult (2. März 2006)

Nach geruhsamem Aufstehen fahre ich in Rabat ans Meer. Ein unglaublich liebenswürdiger Taxifahrer bringt mich zu einem wunderschönen Stadtteil am Ufer des Ozeans. Ich schlendere durch enge, weiß-blau getünchte Gässchen, durch viele kleine und große Torbogen, sitzen in kleinen Parkanlagen, wo ich immer wieder von Einheimischen gefragt werde, ob sie mich führen können, und ich sie immer wieder enttäuschen muss. Bei den Frauen, die ihr Geld durch das Auftragen von Henna-Tattoos verdienen, werde ich schwach und lasse mir ein hübsches Blumenornament auf den Oberarm malen. Dabei kommen wir ins Gespräch, und sie fragen, ob ich denn nicht verheiratet sei. Ich will ihnen nicht sagen, dass ich um des Himmelreichs willen ehelos bin, wie man bei uns so schön sagt. Ich sage ihnen, wenn ich heiraten würde, dann müsste ich auch die Verantwortung für Frau und Kinder übernehmen. Das aber gehe bei dem, was ich tue, nicht so gut, und ich wolle schließlich keine Frau unglücklich machen, so viele Ehen seien schon geschieden ... Da schaut mich die eine Frau mit etwas traurigen Augen an und sagt, ja, auch sie sei geschieden und müsse jetzt alleine für ihre beiden Kinder sorgen.

Aber für das gemeinsame Foto lächeln alle wieder. Ich kaufe noch Postkarten und schreibe in einem Café am Meer einige Grüße in die Schweiz. Dazu esse ich süßes Gebäck und trinke noch süßeren Kaffee. Dann ans Meer. Der Fluss Bou-Regreg mündet hier in den Atlantischen Ozean, durch die vielen Regenfälle der letzten Tage trägt er einen riesigen braunen Teppich in das sonst blaue Meer hinein. Die Wellen überschlagen sich in dem weiten Hafenbecken, in dem nur kleinere Fischerboote liegen. Die Strömungen scheinen hier in einem dauernden Kampf zu stehen, durch den mannshohe Wellen aufgetürmt werden. Trotz des braunen Flusswassers gibt es Dutzende von Surfern im Hafenbecken, die diese Wellen geschickt ausnutzen. Ein köstliches Schauspiel, wie die Surfer immer wieder von den braunen Wassermassen verschlungen werden und an die Oberfläche zurückkehren, um auf einer neuen Welle zu surfen! Mit einer klapprigen Fähre lasse ich mich über den Fluss rudern und spaziere an der Hafenufer entlang. Ganz außen an der Hafenufermauer donnern die Wellen mit voller Wucht auf die gigantischen Felsbrocken der Mole. Ich liebe es, die Weite des Meeres zu betrachten, während die Wellen gegen die Hafenufermauer anstürmen! Wäre der Wind nicht ganz so kühl, hätte ich gerne eine Stunde das Meer betrachtet und dem Wellenspiel gelauscht.

Von weitem sehe ich tausende von Gräbern, alle nach Mekka ausgerichtet. Ich werde von dem riesigen Friedhof förmlich angezogen. Die Gräber sind alle ähnlich: eine Art Grabkasten aus Stein und darauf ein mehr oder weniger kunstvoll bearbeiteter Grabstein, auf dem vermutlich Koransuren und die Namen der Verstorbenen stehen. Die Gräber der Christen waren früher vor allem nach Osten hin ausgerichtet, der aufgehenden Sonne entgegen, was auf Elemente von Sonnenkulten im Christentum hindeutet. Der Islam mit

seinem Zentralheiligtum, der Kaaba, dem Kometenstein, ist für mich eher ein Sternenkult, aber das mag ein subjektives Gefühl sein. Ich setze mich auf ein Steingrab und lausche in die besondere Atmosphäre dieses Friedhofs hinein. Eigenartig – mir ist, als ob hier viele Seelen warten, bis irgendein Tor sich öffnet ... Ich beginne zu beten. „Allah, du allmächtiger und heiliger Gott, du Schöpfer von Himmel und Erde, in Jesu Namen bitte ich dich, dass du eine Himmelsleiter erstellst, auf der die Seelen der hier liegenden Brüder im Islam den Weg in dein Reich gehen dürfen.“ Ob es meine Phantasie ist oder mein geistiges Auge, das sei mal dahingestellt, aber etwa 50 Meter vor mir nehme ich eine feurige Himmelsleiter wahr, wie ein gewaltiger Tornado, nur viel ruhiger und gar nicht bedrohlich. Jedenfalls steigen unzählige Seelen in diesen Himmelswirbel hinauf ... Wie auch immer es in Wirklichkeit ist, es ist sicher gut, für den Seelenfrieden Verstorbener zu beten. So bete ich noch einige Ave-Marias und einige Vaterunser für die verstorbenen Brüder im Islam. Ich hoffe, ich schleppe nicht noch einige Seelen von hier mit – ich erlebe das ähnlich wie mit den Bettlern. Wenn ich ihnen unklug Almosen gebe, laufen sie mir dauernd hinterher. Und manchmal gibt es auch Seelen von Verstorbenern, die sich an gewissen Menschenseelen ‚festsaugen‘ und sich von deren Lebensenergie nähren, so scheint mir. Eine rein subjektive Wahrnehmung, die sicher nicht der traditionellen katholischen Lehre entspricht. So bitte ich meine Engel, wenn ich gelegentlich eine solche Erfahrung mit der Seele oder dem Geist eines Verstorbenen mache, diese Wesen doch auf ihren weiteren Weg zu schicken. Oder ich bete zu Gott, er möge ihnen das Erbarmen Jesu zukommen lassen. Manchmal nehme ich auch meine lichtvolle Geisteskraft zusammen und schicke sie dem Verstorbenen zu, jedoch mit der klaren Bitte, weiterzuziehen – bisweilen muss ich dies fast gebieten. Aber wie gesagt, das sind sehr persönliche Wahrnehmungen, die ich nicht überbewerten will. Bei gewissen kirchlichen Festen spricht die Kirche auch einen vollkommenen Ablass, wenn man diese und jene Gebete spricht und von Herzen zu Gott umkehren will. Diesen Ablass lasse ich dann auch den Verstorbenern zukommen. Die ganze Ablassgeschichte wird oft falsch verstanden, denn eigentlich ist der Ablass ein Geschenk der barmherzigen Liebe, welches der gläubige Katholik auch weiterschenken kann an jene, die jenseits der Schwelle des Todes sind. Wie auch immer: Das Beten für die Verstorbener ist nicht ein zentrales Thema; ich kam darauf wegen der Bettler, die wir hier in Marokko immer wieder antreffen. Und die Frage ist: Wie gehe ich gut mit Bettlern um? Mit den lebenden und denen aus dem Jenseits?

Beim Tee in einem Gartenrestaurant denke ich über die verschiedenen Facetten des Todes nach. Ich weiß von vielen Familien, die beim Tod der Eltern oder eines Elternteiles in wüsteste Streitereien geraten sind, manchmal sogar dann, wenn es nicht einmal etwas zu erben gab. Meiner Erfahrung nach geschieht dies meist deshalb, weil kein wirklicher Trauerprozess stattgefunden hat. Die Menschen haben sich mit den Verstorbenern weder versöhnt noch sich von ihnen verabschiedet. Dies nenne ich „verschleppte“ Trauer, die sich

häufig in Konflikten oder seelischen Störungen einen tragischen Weg bahnt. Ein Mann erzählte mir, wie er die Trauerarbeit nachholte, weil der Streit in der Familie nicht enden wollte. Bis er schließlich nochmals die Urne mit der Asche des verstorbenen Vaters durch die Straßen des Ortes trug (in der Schweiz darf die Urne auf Wunsch in der Familie aufbewahrt werden), dann mit ihr durch sein Haus zog und abschließend mit den Geschwistern eine Abschiedszeremonie veranstaltete. Danach wurde das Verhältnis in der Familie wieder besser. Genauso ist es in Häusern, in denen es „poltert“: Oftmals finden sich da wüste, unbereinigte Geschichten mit einem Verstorbenen. Würden diese Menschen auch nur einen Satz aus dem Vaterunser befolgen, wäre vieles so viel einfacher! „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.“

Heute beten wir bei uns in der Kirche regelmäßig für eine gute Todesstunde, und ich erinnere mich, wie meine Mutter erzählte, dass auch sie immer um Bewahrung vor einem jäher Tod und eine gute Sterbestunde gebetet habe. Ein jäher Tod ist besonders für die Hinterbliebenen schwer, weil sie keine Zeit hatten, sich vom Verstorbenen zu verabschieden. In solchen Situationen erlebe ich das Gebet und kleine oder größere Abschiedsrituale als unglaublichen Segen. Wie es genau in der unsichtbaren Welt zugeht, kann ich nicht sagen, aber in der sichtbaren geht es den Lebenden auf diese Weise zumeist besser. Ich habe von einem reformierten Psychotherapeuten gehört, der mit seinen Patienten für die verstorbenen Angehörigen betet. Er sagt, dass es auf diese Weise erstaunliche Fortschritte bei vielen Patienten gibt. Auch meine Mitbrüder berichten Bemerkenswertes. So wusste einer von einem jungen Mann, der vor seiner Abschlussprüfung zum Dachdecker speziell zu den verstorbenen Dachdeckern im Fegefeuer gebetet hat. Würden sie ihm helfen, die Prüfung zu bestehen, werde er nochmals für sie beten, dass sie bald in den Himmel eingehen dürften. Nun, die Volksfrömmigkeit bringt allerlei Blüten hervor, die nicht unbedingt zu empfehlen sind. Ich würde Gott für die verstorbenen Schreiner bitten, dass er ihnen Frieden schenken und sie in sein Reich eintreten lassen möge, aber wenn überhaupt, würde ich sicher ihn um Beistand bei der Prüfung bitten und nicht die verstorbenen Schreiner!

Der Tod ist ein großes und spannendes Thema. Es ist gut, wenn man sich mit ihm auseinandersetzt und überlegt, wie es um die Patientenverfügung steht, wie man sich seine Beerdigung wünscht, wie das Testament aussehen soll. Was die Sterbehilfe betrifft bin ich ein Kind meiner Erziehung, d. h. Gott ist der Gott der Lebenden und der Toten, und es liegt nicht in meiner Macht, mich an seine Stelle zu setzen und über den Abbruch eines Lebens zu entscheiden. Allerdings dachte ich so, bevor mir bewusst geworden ist, wie die Spitzenmedizin ein Herz oft weiterschlagen lassen kann, obwohl der Rest des Menschen eigentlich bereits nicht mehr am Leben ist. So gesehen müssten wir wohl den Dialog über Sterbehilfe immer wieder vorsichtig wagen – aber es ist ein ganz heikles Thema, gerade weil

es auf ältere Menschen einen unheimlichen Druck ausüben kann, frei nach dem bösen Motto: ‚Du wirst nicht mehr gebraucht, nimm bitte deinen Todescocktail.‘

An die letzte Zeit meiner Großmutter denke ich eigentlich gern zurück. Als sie nicht mehr allein leben konnte, zog sie bei uns ein, was sich aber schwieriger erwies, als wir gedacht hatten. Sie erzählte anscheinend den Brüdern meiner Mutter, wie viel Geld sie uns für ihre Unterkunft und Verpflegung geben müsse, dass sie selbst aber nur hartes Brot bekäme ... Jedenfalls begannen sich irgendwie Misstrauen und auch Neid auszubreiten. Bis Oma eines Tages verkündete, sie wolle lieber ins Altersheim in ihrem Heimatort, denn dort kenne sie genug Leute. Daraufhin sprach meine Mutter mit ihren Brüdern, und erst jetzt kamen allerlei schlimme Missverständnisse zu Tage. Es zeigte sich, dass unsere gute Oma wohl so manches durcheinander gebracht hatte – inwieweit das bewusst oder unbewusst geschehen war, weiß ich nicht, aber es hätte eine ganz wüste Familiengeschichte geben können. Als sich die Sache dann geklärt hatte und die Geschwister wieder miteinander sprechen konnten, musste Oma schon bald in die Pflegeabteilung. Oft machte ich eine Tour mit meinem Motorrad und saß bei meiner Oma, die immer weniger ansprechbar in ihrem Krankenbett lag. Meine Mutter hatte ein etwas schlechtes Gewissen, da sie ihre Mutter nicht selbst pflegte. Wir sagten zu ihr: „He, das ist nicht mehr deine Sache!“ Aber das nützte nicht viel. Erst nachdem sie an Exerzitien teilgenommen hatte, war meine Mutter wie erlöst, was unsere Oma anbelangte. Sie habe dort über ihrer Situation gesprochen, und der Priester habe ihr gesagt, dass die Zeit im Pflegeheim für die Großmutter eine Zeit der Reinigung und Läuterung sei und dies in Raum und Zeit viel besser gehe als im Jenseits. Jedenfalls dauere es noch mehrere Jahre, bis unsere Oma sterben durfte. Ihre ganzen Ersparnisse und das Geld, welches sie durch den Verkauf des Hauses bekommen hatte, wurden für die Pflege im Pflegeheim aufgebraucht. Es reichte gerade noch für eine anständige Beerdigung, und alle waren es zufrieden. Na ja, die Geschichte mit meiner Oma spricht schon dafür, dass wir das Leben besser in den Händen Gottes lassen und ihm vertrauen, ihm, der Herr ist über Leben und Tod, über Raum und Zeit.

Nach einem letzten Essen nach Marokko-Art fahre ich zum Flughafen. Beim Einchecken staune ich schon über die Passagiere, ihre Kleidung und deren Farben. Jetzt sitze ich wieder im Flugzeug und warte auf den Start nach Ouagadougou, der Hauptstadt von Burkina Faso, wo mich Bruder Maurice abholen soll.

### **Ankunft in Korsimoro (3. März 2006)**

Um 3 Uhr nachts lande ich in Ouagadougou. Es sind 30 Grad Hitze! Die Zöllner schauen nur ins Gepäck, um etwas zu ergaunern und nehmen mir zwei schöne Schweizer Taschenmesser ab. Ich muss lachen. Am Ausgang erwartet mich Bruder Maurice und wir fahren auf einer sehr gut ausgebauten Straße zum Franziskanerkloster in Korsimoro, das ca.

65 Kilometer vom Flughafen Ouagadougou entfernt liegt. Um 6 Uhr wäre eine heilige Messe, sagt Bruder Maurice aber ich lege mich erst einmal auf mein Bett in dem mir zugewiesenen eigenen Zimmer. Der Raum ist relativ groß, etwa 7 x 3,5 Meter, ein Schrank steht drin, ein Stuhl, ein Tisch, ein Bett und das Büchergestell. Und noch ein Luxus: Durch eine kleine Tür kann man auf die eigene Toilette gehen, dazu gibt es eine Dusche! Ich liege auf dem Bett, kann mir nicht vorstellen, wie man bei diesen Temperaturen einschlafen soll, drehe mich auf den Rücken und beginne, das Vaterunser zu beten. Um 5.55 Uhr höre ich ein Glöcklein, das anscheinend die Brüder zum Gottesdienst einlädt. Da ich sowieso nicht richtig schlafen kann, schlüpfte ich in meine Hose und gehe zur Kirche hinüber, gleich neben dem Franziskanerkloster. Ich bin berührt, wie viele Gläubige hier unter der Woche in die Frühmesse eilen – weit mehr als in die Pfarrei St. Josef in Zürich, wo ich vor Jahren das Pastoral-Praktikum machte. In jener 3.500-Seelen-Pfarrei kamen nicht einmal zur Sonntagmesse so viele Gläubige wie hier zur Frühmesse. Mit tiefer, ernster Andacht wird heute früh die Messe gefeiert. Beim Friedensgruß fällt mir auf, dass man mir nicht in die Augen schaut und alle sehr ernst sind. Danach bete ich mit Bruder Raphael (dem Guardian, er kommt ursprünglich aus Polen) und Bruder Daniel (einem afrikanischen Mitbruder von der Elfenbeinküste) die Laudes – auch wenn ich Mühe habe, die französischen Gebete mitzusprechen.

Es ist schon am Morgen heiß, besonders im Refektorium, das wie alle Räume im Kloster praktisch und schlicht eingerichtet ist. Die Hitze setzt mir ganz schön zu, aber ich muss mich wohl damit abfinden, dass es in den nächsten Wochen keinen kühlen Fleck für mich geben wird. Nach dem Frühstück, das im Refektorium eingenommen wird, schaue ich bei den Schreinerlehrlingen vorbei. Ein Dach mit Strohmatten schützt sie vor der glühenden Sonne. An einfachen Hobelbänken ist jeder am Sägen, Hobeln, Anzeichnen, Abmessen usw. Die jungen Männer sind wirklich bei der Sache! Ich schaue lange zu und bin beeindruckt, wie sie mit sehr einfachen Werkzeugen doch allerhand praktische Dinge herstellen. Bruder Maurice erklärt mir dann, wie er sich den Hangar, das Schutzdach für die von den Brüdern bezahlte Kombi-Maschine vorstellt. Ich merke schnell, dass er eher laut denkt als einen konkreten Plan hat.

Ich überlege lange, wie ich den Menschen vor Ort dienen kann, mit den Möglichkeiten, die ich in Korsimoro vorfinde? Ich bin es nicht gewöhnt, ohne einen Plan zu arbeiten, was hier jedoch üblich zu sein scheint. Aus meiner Sicht ist der Arbeitsablauf sehr umständlich und alles andere als rationell, was aber überhaupt keine Rolle zu spielen scheint – es wird einfach gearbeitet, fertig. Ich will auch um keinen Preis, dass jemand durch mein Handeln sein Gesicht verliert, denn das scheint hier doch ein wichtiges Thema zu sein.



Vor dem Mittagsgebet spreche ich mit den Brüdern über den Platz für die Maschine. Es soll nur ein Provisorium sein, da der Grund und Boden der Diözese gehört. Die Brüder sind noch auf der Suche nach einem eigenen Grundstück in der Umgebung, denn Maschinenlärm ist ja nicht gerade das, was man innerhalb der Klostermauern möchte. Noch am Nachmittag wird zu Zeichnen begonnen. Der Schweiß läuft mir in der Hitze nur so herunter, dabei wird bisher lediglich geplant. Ich bin gespannt, wie es sein wird, wenn wir erst körperlich zu arbeiten anfangen.

Maurice holt mich ab für den Kreuzweg. Wir versammeln uns vor der Kirche, die auch ein altes Provisorium ist. Dort beten wir mit vielen Leuten den traditionellen Kreuzweg. Es ist schon eigenartig, als einziger Weißer unter so vielen Schwarzen zu sein ... Immer wieder wandert ein neugieriger Blick zu mir hinüber, und ich muss gestehen, dass ich Mühe habe, mich auf die Meditation des Leidenswegs Christi einzulassen: Die zahlreichen Männer, Frauen und Kinder, die vielen verschiedenfarbigen Kleider, die erstaunlichen Frisuren, die Trommeln, der rhythmische Gesang, die Schweine, die neben den Betenden herumschnuppern, der Ochs und der Esel in einem an Bethlehem erinnernden Unterstand ... Sie alle ziehen meine Aufmerksamkeit zu sehr an, der Herr wird es mir sicherlich verzeihen. Immer wieder knien wir uns auf den staubigen Boden, um die Gebete auf dem Kreuzweg zu sprechen. Nach dem Segen erklärt Bruder Raphael der Gemeinde, dass Bruder Benno einige Zeit bleiben wird – alle schauen mich an und applaudieren. Danach schütteln mir viele Menschen die Hände. Einige von ihnen tragen wirklich ärmliche, zerlumppte Hemden, andere haben hübsche bunte Kleider an. Bis jetzt habe ich die Afrikaner hier mehr als ein Kollektiv erlebt, erst langsam beginne ich, auch gewisse soziale Strukturen wahrzunehmen ...

Um 19 Uhr ist es schon stockdunkel. Kurz darauf liege ich völlig erschöpft von der Reise, den vielen Eindrücken und der Hitze auf meinem Bett in meinem viel zu warmen Zimmer. Mit einem Gebet auf den Lippen schlafe ich ein.

#### **Das Labyrinth des Lebens (4. März 2006)**

Immer noch erschöpft und völlig verschwitzt erwache ich mit Rücken- und Halsschmerzen und einem trockenen Mund. Nachdem ich beide Türen geöffnet habe, kommt etwas frische Luft durch die Moskitonetze in mein Zimmer, und ich höre, wie die Umgebung allmählich erwacht. Die Hähne krähen, zum Teil äußerst heiser, die Hunde im Hof jaulen, und immer wieder schreit ein Esel. Nur die Riesenfrösche von gestern Abend scheinen noch zu schlafen!

Zuerst geht es in die Messe. Ein angenehmer Wind weht durch die offenen Kirchenfenster. Wobei: Fenster sind es nicht gerade, eher speziell geformte Bausteine aus Ton mit großen Zwischenräumen. Draußen ist es noch dunkle Nacht, nur drei Neonröhren erhellen den

Altarraum, wo eine ganz normale heilige Messe nach römischem Ritus zelebriert wird. Es ist fast wie bei uns zuhause, nur dass die Sprache der hiesigen Bevölkerung benutzt wird: Moré. (In Burkina Faso gibt es rund sechzig Ethnien, die alle ihre eigene Sprache haben. Moré – die Sprache der Mossi, der bedeutendsten ethnischen Gruppe – und Dyula sind wohl die am meisten verbreiteten Sprachen, die offizielle Amtssprache aber ist Französisch. Etwa jeder vierte Einwohner spricht mehr oder weniger gut Französisch.) Sicher, die Gesänge haben ihren ganz eigenen Charakter, sie verbreiten aber eine wohltuende, sehr sanfte geistliche Atmosphäre. Viel eindrücklicher als bei uns ist, dass hier *alle* in einer sehr gesammelten Orantenhaltung dastehen, mit zum Himmel erhobenen Händen, wenn der Priester ein Gebet spricht. Mir scheint, sie öffnen ihre Herzen und Hände wie Trichter, um die himmlischen Segnungen besser zu empfangen. Wäre schön, wenn wir solche liturgischen Elemente auch bei uns verstärkt einführen könnten.

Irgendwie eigenartig ... Ich spüre zwar, dass Jesus da ist, nur erscheint er mir heute so viel ferner als daheim. Ich frage mich, weshalb ich dies hier so empfinde? Ich erinnere mich an das große Labyrinth in der Form des Labyrinths von Chartres, das ich vor etwa einem Monat am Rheinufer auf unserer Insel angelegt habe. Es geht darum, den Weg in die Mitte zu finden, nicht stehen zu bleiben, und sein ganzes Leben im Lichte Gottes anzuschauen. So gesehen kann ein bewusstes Durchschreiten eines Labyrinths ein echter Segen werden: Wer in ein Labyrinth hineingeht, merkt bald, dass er sich am Anfang schnell der Mitte nähert, beim Weiterschreiten aber oft wieder Abstand nehmen muss, um am Schluss ganz in die Mitte zu gelangen. Mir kommt es vor, als ob ich jetzt einen äußeren Bogen auf meinem Lebenslabyrinth durchschritte. Für mich gibt es aber nicht nur das Lebenslabyrinth, sondern auch Lebensabschnittslabyrinth. Diese stehen für den Reifungsprozess, der in einem bestimmten Lebensabschnitt gerade aktuell ist. Immer wenn wir in der Mitte angekommen sind, haben wir die Möglichkeit, auf einer neuen Ebene weiter zu wachsen, und manchmal sind verschiedene Ebenen zugleich dran. Auf der materiellen Ebene geht es womöglich um den verantwortungsvollen Umgang mit Geld, auf der seelischen um Fortschritte in einer Beziehung, auf der geistigen darum, die Vorstellung von Gott neu zu entdecken. Wie auch immer: Der wachsame Mensch erkennt die verschiedenen Labyrinth, bleibt nicht stehen und geht auch nicht in die falsche Richtung. Denn wer in die falsche Richtung geht, macht zumeist eine Regression durch.

Nach dem Frühstück geht es mit Bruder Maurice nach Kaya, eine der größten Städte von Burkina Faso. Dort möchten wir Holz und Blech für das Schutzdach, das wir über der Maschine errichten wollen, einkaufen. Schon die Fahrt dorthin ist ein Erlebnis ... Bruder Maurice kann nicht verstehen, weshalb man sich einen Sicherheitsgurt anlegen sollte. Das sei doch keine Vorschrift hier in Burkina Faso!

Die immer heißer werdende Steppenlandschaft flitzt an unseren offenen Autofenstern vorbei. Es gibt wenig Verkehr auf der Straße, ab und zu sehen wir einen Karren, von einem Esel gezogen, oder eine Frau mit einem Wasserkanister auf dem Kopf. Die rötliche Erde scheint unter der glühenden Sonne immer mehr zu Staub zu zerfallen. Aber überall stehen einzelne Bäume, und unter ihnen, im Schatten, Ziegen. Ab und zu sehen wir auch Aasgeier, die hier zum Alltagsbild gehören, ähnlich wie bei uns die Krähen. „Regardez!“, ruft Maurice, und ich sehe gerade noch, wie ein kleiner Affe über die Straße huscht und hinter einem Erdhügel verschwindet. Immer wieder fahren wir an kleinen Wohnsiedlungen mit runden Häuschen, gemauert aus Steinen aus Lehm und bedeckt mit Strohdächern, vorbei, dazwischen Getreidespeicher und Unterstände, auf deren Dächern meterhoch Stroh aufgeschichtet liegt. Einige Menschen, dazu Esel und ein oder zwei Kühe, genießen den Schatten.

Bald schon treffen wir in Kaya ein. Ich sehe zahllose rote Lehmhäuschen, Blechvordächer und Strohdächer. Alles ist voller Menschen, dazwischen tummeln sich allerlei Tiere: Esel, Schweine, Ziegen – und die Geier, die wie die Gesundheitspolizei jeden kleinsten Abfall aufspüren. In diesem Gewirr von Straßen, Tieren und Menschen bin ich froh, dass Maurice da ist und wir in einem schützenden Auto sitzen. Endlich haben wir den Holzhändler gefunden. Er hat zwar nicht genau das, was wir suchen, aber es wäre gegangen. Nach einiger Zeit des Verhandels schüttelt Bruder Maurice jedoch den Kopf. Während ich gespannt die Verhandlungen beobachte, denke ich: „Auch wenn sie sehr sanft miteinander sprechen und immer wieder ein Lachen auf dem Gesicht haben, hab ich doch das Gefühl, dass da hinter den freundlichen Gesichtern etwas vor sich geht, was ich nicht verstehe.“ Prompt kommt Bruder Maurice zu mir und sagt, der Händler verlange das Doppelte des üblichen Preises. Nur, weil ich weiß bin ... Jeder will halt ein Stück vom materiellen Wohlstand Europas ergattern. Ich hätte den geforderten Preis gezahlt, um mit der Arbeit beginnen zu können, doch gab es im Moment auch niemanden, der zu akzeptablen Bedingungen den Transport übernommen hätte.

Ich schaue mir nun die Kathedrale an. Sie ist im gleichen Stil gebaut wie die Kirche im Dorf, einfach um einiges größer. Bruder Maurice zeigt mir die Stühle im Altarraum, die habe er mit seinen Lehrlingen angefertigt. Am Altar bitte ich Jesus, den Zimmermann, uns zu helfen, das Material zu beschaffen, und vertraue das ganze Bauvorhaben noch der Fürsprache des heiligen Josef an, der in seiner Zeit sicher mal mit ähnlichen Problemen zu kämpfen hatte. Unverrichteter Dinge fahren wir wieder zurück. Zum Mittag gibt es einen Aperitif auf unsere Ankunft. Es tue ihnen leid, dass sie diese Begrüßung erst jetzt machten, meinen die Brüder, aber gestern sei Fasttag gewesen. Ich muss gestehen, dass ich den eisgekühlten Whisky sehr genieße!

Nach einer ausgiebigen Siesta gehe ich hinaus, um nach jemandem zu suchen, mit dem ich mich unterhalten kann. Aber die Hitze scheint alle Leute verschlungen zu haben, nur ein einziger Mann ist zu sehen. Er bügelt mit einem Bügeleisen, das mit Holzkohle gefüllt ist, unsere frisch gewaschenen Kleider. „Gut“, denke ich, „dann gehe ich wenigstens für einen Besuch zu Jesus in die Kirche“. Neben der Kirche wird gerade, wie fast immer, Wasser mit der großen Handpumpe in Kanister gepumpt. Die Hitze ist auch in der Kirche sehr drückend. Unter dem Blechdach komme ich mir vor wie die Pizza in einem großen Ofen! Eigentlich wollte ich meditieren, aber ich finde in der Hitze nicht die nötige Ruhe. Mir fiel schon vor zwei Tagen auf, dass es viel Staub und Laub im Altarraum gibt und allerlei Gegenstände achtlos herumliegen. In ein paar Stunden beginnt der Sonntag, das Fest der Auferstehung – da sollte doch etwas Ordnung ins Gotteshaus kommen. Ich erinnere mich, dass selbst Franziskus immer wieder eine verdreckte Kapelle geputzt und gesäubert hat. So suche ich und entdecke einen kleinen Handbesen. Ich beginne, leise betend, die herumliegenden Dinge aufzuräumen und den vorderen Teil der Kirche zu putzen. Obwohl mir der Schweiß nur so herunterläuft, fällt es mir viel leichter, in dieser Hitze etwas zu tun als still vor dem Herrn zu sitzen. Wieder einmal wird mir bewusst, dass das Warten auf den Herrn im heiligen wachsamem Nichtstun viel schwieriger ist als im aktiven Tun. Ich bin einmal mehr äußerst dankbar für das Geschenk, arbeiten zu dürfen.

„Was mache ich jetzt?“ Ruhepausen sind gut und recht, aber einfach nur untätig herumstehen, ist nicht mein Ding. Ich suche mir Pickel und Schaufel, um die sechs Löcher für die Pfosten vorzubereiten, die das Dach des Hangars tragen sollen. Nach kaum zehn Minuten Arbeit bin ich wieder absolut verschwitzt. Ganz unvermutet kommen ein paar junge Afrikaner herbei und helfen, die Löcher in diese steinharte, ausgebrannte Erde zu schlagen. Ich bin froh, die Arbeit mit vielen fleißigen Händen zu teilen und mir wird klar, dass diese jungen Leute wirklich alles andere als faul sind, es aber jemanden braucht, der ihnen sagt, was zu tun ist. Dann kann man sie weiterarbeiten lassen und muss ihre Arbeit nur noch begleiten. Wer weiß, vielleicht kann aus diesem Einsatz eine Art Initiationsprojekt werden? Ich könnte von nun an jährlich kommen, um ein neues Projekt anzustoßen und auf den Weg zu bringen.

Beim Abendessen zeigt mir der Guardian seine gefälschte russische Rolex, die immer wieder stehen bleibt. Da hole ich die Schweizer Uhren, die ich mitgebracht habe. Bruder Daniel nimmt sich gleich zwei Uhren. „Na ja“, denke ich belustigt, „das ist wohl der Unterschied: Ich bin froh, wenn ich keine Uhr tragen muss, und andere können kaum genug davon bekommen.“ Anschließend spazieren wir durch das Dörfchen. 8.000 Einwohner zählt es etwa, aber Bruder Raphael meint, das Dorf werde bald enorm wachsen, weil es seit Weihnachten elektrischen Strom gibt. Noch aber ist die Beleuchtung spärlich, und wir sind froh, unsere kleinen Taschenlampen dabeizuhaben. Der Ortspolizist begrüßt uns sehr

herzlich. Wir schlendern an einigen „Bars“ vorbei, bis wir irgendwo ein gutes Bier trinken, die Sterne über uns betrachten und einfach brüderlich den Abend genießen. Je mehr ich vom ungeschminkten und unkomplizierten Leben hier sehe, desto mehr staune ich über unsere überregulierte Gesellschaft in Europa. Freiheit ist ein dehnbare Begriff, besonders wenn er auf Wohlstand trifft. Schon eine Grillparty wird bei uns leicht zum Vergehen, wenn es zu viel Rauch gibt und gar länger als 22 Uhr geht. Die Frage, was Freiheit überhaupt ist, nehme ich mit in den Schlaf.

### **Markttag (5. März 2006)**

Hier braucht man wirklich keinen Wecker. Sobald der Morgen dämmt, beginnen die Tiere sich bemerkbar zu machen, besonders der Esel des Nachbarn ist zuverlässig mit seinem unüberhörbaren Weckruf!

Heute beginne ich den Tag wieder einmal mit einigen Yogaübungen. Dann habe ich noch Zeit für eine Meditation, bevor die Gemeinschaft sich zu den Laudes trifft. Zum Frühstück gibt es „Luxus“: trockenes Weißbrot, Butter, Mango-Marmelade, Mangos, Nescafé, Schwarztee, Milch aus Milchpulver und die Nudelreste von gestern. Um 8 Uhr beginnt die heilige Messe in der voll besetzten Kirche. Die Gläubigen nehmen sehr ernst und gesammelt am Geschehen des Gottesdienstes teil. Der Chor singt mit unglaublich kräftigen Stimmen Lieder in verschiedensten Klangfarben, zum Teil mehrstimmig, manchmal begleitet von der Gemeinde. In der Predigt erinnert Bruder Daniel an die Taufgnade. Er ermahnt die Gläubigen, als echte Christen zu leben, fleißig zu den Sakramenten zu kommen, vor Ostern besonders zum Sakrament der Beichte. Bruder Daniel predigt auf Französisch, und jemand übersetzt alles ins Moré. Eindrücklich ist die Gabenbereitung: Während die Ministranten Brot und Wein für das Opfer bringen, werden von vier Afrikanerinnen kleine Körbe vor den Altar getragen, woraufhin die Leute mit ihren Opfergaben nach vorne kommen und sie in die Körbe legen. Als dann der Priester die Hostie zum Himmel erhebt, heben auch die vier Frauen die Geldkörbe hoch. Es berührt mich, wie die Frauen die Gaben des Volkes mit dem Priester zusammen vor Gott bringen.

Die Gesänge und der Geist Jesu hinterlassen in meinem Herzen ein spürbar angenehmes, liebevolles Kribbeln. Es tut gut, dieser Gemeinde die Kommunion zu spenden, die vielen verschiedenen Gesichter zu sehen, alle so ganz bei der Sache. Während noch Lieder gesungen werden, habe ich Zeit, auf die Stimme des Herrn zu horchen, und mir kommt der Gedanke, dass es ideal wäre, den Menschen hier die Möglichkeit zu verschaffen, ein handfestes Handwerk zu erlernen. Auch ein Internetcafé erscheint mir erstrebenswert, sozusagen als Pforte zum Wissen. Wer weiß – vielleicht wird aus dieser Vision noch etwas mit Hand und Fuß?

Nach der Messe schütteln mir wieder unzählige Leute die Hand. Als ich im Kloster ein Glas Wasser trinken will, stehen plötzlich zwei scheue Mädchen mit einem Plastikkanister vor der Tür. Sie bringen etwas vom traditionellen Hirsebier, dem *dolo*. Mir schmeckte es aber überhaupt nicht. Als mich die Mädchen erwartungsvoll anschauen, hole ich aus meinem Gepäck die Zange und beginne, ihnen Kreuzchen aus Draht zu basteln. Das scheint vielleicht auch der Grund gewesen zu sein, weshalb sie gekommen sind. Ich frage sie nach ihren Namen und spreche ein persönliches Gebet über sie.

Alle drei Tage ist hier Markt und alle 21 Tage fällt der Markt auf einen Sonntag. Bruder Benedikt hatte mich schon in der Schweiz auf die afrikanische „Dreitagewoche“ vorbereitet: Der erste Tag ist, wenn das Hirsebier angesetzt und aufgekocht wird, der zweite Tag, wenn das Hirsebier gärt, und der dritte Tag, wenn das Hirsebier auf dem Markt getrunken wird. Wir bitten die Mädchen, uns durch den Markt zu führen. Es tut sich da außerhalb der Klostermauern eine neue, für mich unglaubliche Welt auf. Überall wird gehandelt – hier werden die verschiedensten Esswaren angeboten, nicht ganz so hygienisch wie bei uns, dort einige Fahrräder. Hinter einer Tretnähmaschine sitzt ein Schneider im Schatten seiner Hütte. Man bekommt auch Schweine oder lebende Hühner, die auf Wunsch sofort geschlachtet und in einer speziellen Zementsack-Grilltechnik zubereitet werden. Dabei liegt auf einem Blech über dem Feuer das eingölte Papier eines Zementsacks und darin das Hühnchen. Eindrücke über Eindrücke. Manchmal fragen wir, ob wir ein Foto machen dürfen, die meisten freuen sich darüber.

Die Menschen sind diskret und sehr respektvoll, es kommt mir niemand zu nahe, ich fühle uns nie bedrängt oder eingeengt, trotz der vielen Menschen überall. Dann führt mich Lucia, eines der Mädchen, zu ihrer Mutter, die vor einem riesigen Eimer mit Hirsebier thront. Um sie herum sitzen etliche junge, hübsche Mütter mit ihren Kindern, und alle freuen sich sichtlich über meinen Besuch. Auch sie lassen sich gerne fotografieren, da es allen einen Riesenspaß macht, sich anschließend auf dem Display der digitalen Kamera anzuschauen. Das Gelächter der Kinder, Frauen und Männer ist wohltuend, und sofort scheint eine Art Vertrautheit zwischen uns zu entstehen. Am liebsten hätten alle ein Kreuzchen aus Draht, aber ich mache nur eines und frage, wie es bei Jesus sei – ob zuerst die Großen und Reichen an die Reihe kämen? Sie schütteln den Kopf: „Nein, die Letzten werden die Ersten sein!“ „Und wer ist hier der oder die Kleinste und Letzte?“ Alle zeigen auf ein süßes neugeborenes Kind. Also gebe ich ihm das Kreuzchen, bete einen kurzen Segen, und lächelnd schließen alle mit „Amen“. Natürlich bieten sie mir ihr Hirsebier an, aber ich lehne dankend ab, bin ich doch nicht sicher, ob unsere Mägen mit diesen hygienischen Verhältnissen gut fertig werden. Beim Zurückspazieren kaufen wir noch Draht und eine Zange, denn die Kinder sollen lernen, selbst Kreuzchen zu basteln.

Ich frage mich unter welchen Umständen hier wohl Kinder gezeugt werden ... Es scheint nämlich kein Fleckchen zu geben, das nicht bewohnt ist, und nie sieht man jemanden flirten – die Männer sind meist unter Männern und die Frauen unter Frauen. Dass sie zusammenkommen, ist an den vielen Kindern abzulesen, aber wie und wo, bleibt für mich ein Rätsel. Die gleiche Frage stellte ich mir übrigens vor zwanzig Jahren, als ich in Indien unterwegs war.

Nach einer Siesta bei 40 Grad im Schatten werde ich am Nachmittag von Jean-Baptiste und Felix, zwei aufgeweckten, jungen Afrikanern, abgeholt, die hier eine Schreinerlehre machen. Bruder Raphael begleitet uns. Zuerst geht es zum Schulhaus, das aber am Sonntag leer steht. Gleich daneben ist ein nicht allzu junger Mann damit beschäftigt, Lehmbausteine herzustellen. Als ich ihn frage, ob ich filmen darf, freut er sich sehr. Kaum habe ich die Filmkamera aufgestellt, kommen von überall her Kinder und Erwachsene, um zu sehen, was da geschieht. Mit einer digitalen Filmkamera bist du hier wie ein Wesen von einem anderen Planeten! Anschließend gehen wir weiter in den Markt hinein. Im Bierzelt werden wir sehr großzügig bedient. Da Bruder Raphael vom Hirsebier trinkt, welches uns in Kürbisschalen angeboten wird, koste auch ich davon. Dieses Bier ist um einiges besser als das, das ich am Morgen bekam. Es gibt jetzt ganz köstliche Szenen für die Kamera, und als ich den Leuten die Aufnahmen auf dem Display der Kamera zeige, sind sie außer sich vor Freude. So kommt es zu etlichen schönen Begegnungen.

Als ich mich am Abend in die Meditation versenke, kommen mir die vielen unverfälschten, offenen Kindergesichter in den Sinn. Alle schauen mich mit lebendigen, neugierigen Augen und unschuldigem Strahlen an, als ob der liebe Gott durch diese Augen auf mich schauen würde. Jedenfalls wird mir bei diesem Gedanken das Herz ganz leicht und ich kann mit heiterem Geist trotz der Hitze gut meditieren. Dann folgen das Nachtgebet und das Abendessen mit angeregten Gesprächen bis spät in die angenehm warme Nacht hinein. Bruder Raphael hängt noch den alten Laptop ans Internet, ich möchte gern meine E-Mails lesen, bringe meine Passwörter aber nicht mehr richtig zusammen. Dafür können wir immerhin eine neue Webseite für die Mission schalten. Es fasziniert mich immer wieder, dieses Internet. Dass man mit einem alten, klapprigen Laptop irgendwo im Busch aus Afrika bei uns auf der Insel Werd innerhalb von fünf Minuten eine neue Webseite schalten kann, ist fantastisch. Dankbar für diesen gesegneten Tag lege ich mich betend auf mein Bett.

### **Vom Loslassen (6. März 2006)**

Am Morgen reflektiere ich das heutige Evangelium vom Letzten oder Jüngsten Gericht (Mt. 25, 44-46), was so mancher als Schwarz-Weiß-Malerei empfindet. Doch Jesu Reden sind voll von solch kraftvollen und zum Teil überzeichneten Bildern, welche der Zuhörer sich ohne Weiteres merken kann. Mit den Regeln, Strukturen und Aussagen der Kirche und auch der

Evangelien verhält es sich ein bisschen so: Die Kirche lehrt eine *äußere* Art, wie man als Christ zu leben hat. Sie gibt eine Moral, gewisse Rituale und Werte vor. Entweder lehnt man diese ab und somit oft auch indirekt die Wirklichkeit des Gottesreiches oder man lernt das Reich Jesu und die Herrschaft vom Himmelreich so anzunehmen, wie sie sind und nicht, wie wir sie uns vorstellen oder wünschen. Wenn wir das lernen, werden wir auch immer mehr im Fluss der Gnade leben. Wer diesen wundersamen unsichtbaren Lebensfluss schon in sich gespürt hat, weiß, wovon ich schreibe. Es ist eine Art inneres Strömen im tiefsten Vertrauen darauf, dass das Leben von einer unglaublichen Liebe getragen ist. In dieser Gnade lernt man sich selbst, Gott und das Leben so kennen, wie es in Wahrheit ist. Dieser Erkenntnis und dieser inneren Erfahrung dienen eigentlich alle äußeren Regeln der Kirche und des Evangeliums. Somit verstehen wir das Wesen der Kirche eigentlich erst richtig, wenn wir den Fluss des Gottesreiches berührt haben. Ohne diese Berührung mögen einem die Kirche und das Evangelium gelegentlich sehr hart und lebensfeindlich vorkommen.

Es gibt Menschen, welche die Lehre und das Wesen der Kirche nicht kennen und doch etwas von der Gnade erleben, denn der Geist Gottes weht, wo und wie er will. Aus dieser Gnade heraus schenken diese Menschen Liebe, besuchen Gefangene, helfen Obdachlosen usw., ganz wie in Mt. 25,35-40 beschrieben: „Denn ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen; ich war nackt und ihr habt mir Kleidung gegeben; ich war krank und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis und ihr seid zu mir gekommen. Dann werden ihm die Gerechten antworten: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und dir zu essen gegeben, oder durstig und dir zu trinken gegeben? Und wann haben wir dich fremd und obdachlos gesehen und aufgenommen, oder nackt und dir Kleidung gegeben? Und wann haben wir dich krank oder im Gefängnis gesehen und sind zu dir gekommen? Darauf wird der König ihnen antworten: Amen, ich sage euch: Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“

Dann gibt es auch manche andere, die wie verhärtet die äußeren Regeln der Moral und die Rituale der Kirche durchsetzen und die Werte der Kirche vielleicht gar fundamentalistisch verteidigen. Das tun sie, weil sie die innere geschenkte Gnade noch kaum erfahren haben. Oft sind sie überzeugt, dass nur sie im Besitz der Wahrheit sind, was sich besonders im ehrfürchtigen Feiern der Liturgie zeigt und im strikten Einhalten der (Sexual-)Moral. Das können dann Menschen sein, welche „den geringsten meiner Brüder“ übersehen ...

Aber letztlich geht es beim christlichen Leben darum, die äußeren Regeln, liturgischen Vorschriften und moralischen Auffassungen geistlich zu verstehen. Dann nämlich verweisen sie auf das Kommen der Strukturen des Gottesreiches mitten im Alltag, Dann sind gute



Werke nicht mehr reine Pflichterfüllung, sondern erfolgen aus der Erfahrung des Geliebtheits heraus, ohne Berechnung.

Um 8 Uhr beginnen wir mit der Arbeit. Ein kleiner Esel zieht auf dem Wagen ein paar Baumstämme herbei für das Dach, welches wir für die Maschine errichten wollen. Mit stumpfen Sägen versuchen wir mühsam, die Stämme abzulängen, also zurechtzuschneiden. Unglaublich, mit solchem Werkzeug kann man doch nicht arbeiten! So beschließen wir, den jungen Leuten beizubringen, wie man eine Säge herrichtet. Aber womit? Weit und breit keine dreieckige Eisenfeile. Nach einer Stunde hat Raphael kleine Schlüsselfeilen aufgetrieben. Na, zur Not reichen die. Mithilfe meiner geringen Französischkenntnisse versuche ich den Schreinerjungen zu erklären, wie eine Säge funktioniert und wie der Schliff sein sollte, aber wie sich herausstellt, sprechen die jungen Männer noch weniger Französisch als ich. Und letztlich ist das Schleifen von Sägeblättern nicht nur eine Frage des Verstehens, sondern des richtigen Gefühls für die Sägeblattzähne, und so übe ich mit ihnen, bis sie selbst das Auge für den richtigen Schliff entwickeln. Ihre Augen strahlen, als sie sehen, wie gut nun die Sägen wieder schneiden. Eine richtig geschliffene Säge singt, eine stumpfe kratzt nur vor sich hin.

Das Holz für die Sparren und Dachlatten kommt erst übermorgen. Mir fällt die Warterei schwer; ich werde unzufrieden, wenn ich eine Arbeit unterbrechen muss. Aber wer weiß, was mich die Art und Weise Afrikas lehren will? Ganz nach dem Motto: Echte Zufriedenheit ist nicht der Lohn für eine Leistung, sondern bleibt ein unverdientes Geschenk. Zwar können wir uns durch gute Projekte selbst überlisten und zu einer Art humanitärer Selbstbefriedigung kommen, aber echten Frieden erlangt man so nicht. Der kommt aus dem Sein und nicht aus dem Tun. Aus dem Sein heraus leben und handeln – vielleicht ist dies der große Schatz, der in Afrika schlummert? Ein Schatz, der nicht von ständigem Produktivsein und übervollen Terminkalendern überwuchert ist.

Mich plagt ein wenig das Heimweh nach der kühlen, jetzt tief verschneiten Schweiz und den mir lieb gewordenen Freunden. Es ist wichtig, der Trauer im Leben Platz einzuräumen und etwas, das man im Herzen trug – einen Partner, ein Geschäft, eine Lebensidee – loszulassen. Je besser uns dies gelingt, desto besser können wir in unserem Herzen Neues aufnehmen. Ich weiß noch, wie oft ich selbst wegen des Schmerzes, den das Loslassen verursacht, weinen musste – etwa, als ich meine Freundin, meine Familienpläne aufgeben musste. Aber dies scheint der Lebensweg zur Quelle des Seins zu sein. Ich muss immer wieder an den Bettler denken, den wir gestern auf dem Markt getroffen haben. Obgleich seine Augen kein Licht von außen empfangen, kam uns eine unglaubliche Sanftheit und liebevolle Zufriedenheit entgegen. Ich denke mir, dass dieser Blinde auf dem schmerzhaften Weg des Loslassens wohl sehend geworden ist. Loslassen – das wirkliche Geheimnis unseres Armutsgelübdes – hat immer wieder mit Herzblut zu tun. „Selig, die arm

sind vor Gott, denn ihnen gehört das Himmelreich.“ Möge Gott mir immer wieder die Gnade des Loslassens schenken.

Heute Nachmittag möchte ich den jungen Schreibern einiges beibringen. Sie wollen lernen. So kratze ich in den sandigen Boden einen Bauriss, um die Dachträger genau aufzuzeichnen, lege mit der Pythagoras-Formel den rechten Winkel und versuche, ihnen das Verhältnis 3:4:5 zu erklären und dass dies eben immer einen 90-Grad-Winkel ergibt. Schnell aber merke ich, dass die meisten Jungen überhaupt nicht oder nur wenig rechnen können. Zumindest einige aber haben verstanden und können nun einen 90-Grad-Winkel im Sand aufreißen. Sie sind sehr stolz darauf, und ich muss sagen, mit den minimalen mathematischen Kenntnissen, die sie haben, war das heute ein echter Erfolg.

Als Bruder Raphael, der Guardian, zuschauen kommt, wie wir die Balken anreißen, einsägen und die Kerben ausschlagen, sage ich zu ihm: „Du, eure Schreinerlehrlinge sind ja nicht die besten Rechner!“ Er schaut mich ernst an und meint: „Kein Wunder, sie haben nie eine Schule besucht.“ Mir verschlägt es beinahe die Sprache. „Die Jungen können weder lesen noch schreiben?“ „Richtig. Nur etwa 23 Prozent gehen in die Schule, weil sie sehr teuer ist.“ „Wie teuer?“, frage ich. „30 Schweizer Franken im Jahr plus Schulmaterial“, ist die Antwort. Was? So viel legen wir in einem Café daheim für ein gutes Frühstück auf den Tresen. Da rutscht mir ein Fluch heraus. Und während ich diese Zeilen niederschreibe, kullern mir gar Tränen aus den Augen ... Mir kommen all die wachen und lebendigen Kinderaugen von gestern auf dem Markt in den Sinn. Und von jeweils acht Augen werden nur zwei Augen lesen lernen? Heute habe ich dem Guardian 3.000 Schweizer Franken in die Hand gedrückt für die Anschaffung eines guten Computers, und jetzt weiß ich, dass ich damit hundert Kindern ein Jahr Schule hätte finanzieren können! Zugleich ist mir klar: Hätten die Brüder nicht wenigstens einen alten PC gehabt, um ins Internet zu kommen, hätte ich nie mit ihnen in Kontakt treten können und so nie diese ganz andere Wirklichkeit in Burkina Faso erlebt. Wenn man darüber liest oder Reportagen im Fernsehen sieht, ist alles so weit weg, hier aber stehe ich den Menschen direkt gegenüber, sie lachen mich an, sprechen mit mir und wir arbeiten zusammen. Ein großer Konflikt tut sich in mir auf: Die Not unserer Wohlstandsgesellschaft mit ihrer Depression und Verzweiflung auf der einen Seite – und die Armut hier auf der anderen Seite. Eine Armut, die nicht nur den Alltag zum Kampf macht, sondern auch verhindert, dass die Menschen lernen, Vorräte anzulegen oder gut mit ihrer Gesundheit umgehen. Eine Armut, die verhindert, dass sie wenigstens die Grundschule besuchen können. Diese Tagebuchnotizen tippe ich gerade in ein Handy, das so viel gekostet hat wie der Unterricht für eine ganze Schulklasse für ein Jahr ... Ich weiß, dass man so nicht denken darf und soll, kann im Moment aber nicht anders.

### **Gedanken zur Missionierung (7. März 2006)**

Gestern Abend habe ich noch Hirsebieer aus Kürbis-Schalen getrunken und in den Sternenhimmel geschaut, bei angenehmen 27 Grad. Ich machte das Kreuz des Südens aus, sah das magische Funkeln der Venus am Firmament, entdeckte Sirius, Saturn und Orion – wunderschön!

Heute Morgen, in und nach der heiligen Messe, beschäftigt mich ein ganz anderes Thema. Wie kann man den Menschen hier helfen? Ich denke, ich werde einfach ein Mädchen und einen Jungen auswählen und ihnen die Schule für die nächsten Jahre bezahlen. Oder wir lancieren eine Webseite mit Bildern derjenigen Kinder, die einen Sponsor suchen. Oder ich könnte Freiwillige organisieren, die hierher kommen und gratis als Lehrer arbeiten ... Die Ideen und Gedanken überschlagen sich geradezu. Aber dass sinnvolles Helfen eine Kunst ist, die wenige Menschen wirklich gut beherrschen, ist mir eigentlich schon lange bekannt. Ich weiß aus meiner Gassenarbeit in der Schweiz, wie schwer es ist, mit Suchtbetroffenen und sozial gestrandeten Menschen einen verantwortungsvollen Weg der Unterstützung zu finden. Sie dürfen nicht noch abhängiger von der Hilfe werden, sondern müssen Wege zur Selbsthilfe und Selbstverantwortung lernen. Dabei gibt es nicht die Regel: „Jeder hat den gleichen Anspruch.“ Vielmehr ist es wichtig, hellwach in alledem nach Gottes Willen Ausschau zu halten. Hat man sich einmal auf den schmalen Pfad des Helfens vorgewagt, beginnt ein innerer Weg der Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit. Sich auf die Not einlassen und lernen, sich abgrenzen – beides ist wichtig. Denn wenn ich selbst von dem Gespenst der Not und Verzweiflung verschlungen werde, brauche ich am Ende selbst Hilfe. Falls dann noch jemand da ist, der mir helfen mag.

Beim Frühstück sprechen wir darüber. Bruder Raphael, der schon viele Jahre Erfahrung hat als Missionar, erzählt einige Geschichten, und auch wenn ich nicht alles verstehe, was er uns auf Französisch erklärt, höre ich viel Weisheit in seinen Worten, die dem jahrelangen Zusammenleben mit den wohl ärmsten Menschen unserer Erde entspringt. „Wir müssen einfach sehr langsam und klug vorgehen, denn alles muss wachsen, so wie es im Evangelium beschrieben wird“, meint er. Er berichtet, dass vor einiger Zeit Deutsche da waren, die den Anblick der Armut offenbar nicht aushielten und daher einigen Familien ein Haus bezahlten und Geld gaben, damit sie ihre Kinder zur Schule schicken. Das sei gut gemeint gewesen, fährt er fort, habe aber in einigen Fällen dazu geführt, dass die Menschen ihre erweiterten Möglichkeiten zur Betrugerei nutzten und ihre eigenen Kinder wiederum nicht zur Schule schickten. Hilfe zur Bildung sei nachwievor eine der wichtigsten Säulen in die Selbständigkeit zu ermöglichen – trotzdem bleibe ein Teil der Verantwortung bei denen, die Hilfe leisten, denn soziale Veränderung muss gelernt werden. Sollte man vielleicht doch besser nichts unternehmen in Burkina Faso? Damit die Kinder es selbst schaffen müssen, sich aus der Armut zu befreien.

Auf der anderen Seite fordert das Evangelium uns geradezu auf, zu helfen: Kranke zu heilen, Hungernde zu speisen, Dürstende zu tränken und Gefangene zu besuchen. Es ist Jesus, der seine Jünger nach seiner Auferstehung zu allen Geschöpfen hinausschickte, um das Kommen des Gottesreiches zu verkünden. Wir sprechen geradezu vom Missionsbefehl Jesu. Es gab eine Zeit, da dachte ich, man müsse den Menschen nur die Technologie zur Selbsthilfe bringen. Das christliche Missionieren sei hingegen nichts als eine christliche Vergewaltigung, wofür es sicher auch einschlägige Beispiele gibt. Doch wenn wir uns an Jesus Beispiel halten, kann eigentlich nichts schief gehen: Wir verfolgen dann eine konsequente Ethik des Dienens, eine Herzenshaltung der Vergebung, Wahrhaftigkeit und Liebe. Jesus lehrte uns, uns dem Geist Gottes zu öffnen. So gesehen darf technische Entwicklungshilfe nie ohne gleichzeitige Missionierung zur Liebe, Dienstbereitschaft und Wahrhaftigkeit geschehen. Es braucht immer auch Menschen, die es schaffen, die Impulse der Hoffnung und die Werte des Evangeliums wirksam in die Herzen einzupflanzen. Da stehen wir wieder beim Missionsaufruf Jesu: „Und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe.“

Es tut gut, heute Morgen mit den jungen Schreibern die Einführung in den Umgang mit den wenigen vorhandenen Werkzeugen fortzusetzen. Ich lehre sie ihre Hobel zu richten, zu schärfen und mit dem Werkzeug so liebevoll umzugehen, wie sie auch mit ihren Frauen umgehen sollten ... Ein gut geschärfter Hobel beginnt zu singen, die Hobelspäne springen wie Engelslocken hervor. Wer die strahlenden Augen der Schreinerlehrlinge sieht, als nun ihre Hobel über das Holz gleiten und die Späne fliegen, der weiß, was es bedeutet, in Liebe arbeiten zu lernen. Ich richte die Streichmasse her und zeige, wie man richtige Leisten hobelt, wie Zapfen gerissen werden und wie man exakt arbeitet. Auch wenn die Jungen fast kein Französisch sprechen, verstehen wir uns prächtig, denn gutes Handwerk ist eine universelle Sprache. Vielleicht war Jesus deshalb Zimmermann ...

Dankbar für diesen Tag setze ich mich vor Gott und freue mich über eine Kurznachricht, die ich von einer Freundin als Antwort auf einen Telefonanruf bekam, den ich – etwas in Heimweh-Stimmung – machte. Es tut gut zu wissen, dass es einige gute Freunde auf dieser Welt gibt.

#### **Zum Ablauf einer katholischen Messe (8. März 2006)**

Bruder Maurice wünscht sich eine Armbanduhr, um besser am Tagesrhythmus des Klosters teilnehmen zu können. Ich gebe ihm die Uhr und merke am Gesicht von Bruder Daniel, dass auch er eine will. „Er hat ja eine Uhr, das reicht doch?“, denke ich, bringe dann aber doch einige Uhren an den Tisch, die ich aus der Schweiz als Geschenke eingeführt habe. Nun fragt der Guardian, ob auch er eine bekommen kann, da seine gefälschte russische Rolex immer wieder stehen bleibt. „Natürlich, nimm, was du brauchst“, antworte ich. Er wählt eine

schlichte Swatch aus. Daniel hingegen, der eigentlich keine Uhr braucht, bedient sich gleich an den zwei besten Uhren. Nun, ich weiß nicht, ob das afrikanische Mentalität ist oder die Gier nach Besitz. Gier kann wohl von außen unterbunden werden, aber es ist ein freiwilliger, innerer Weg, die Gier loszulassen und in der Tiefe der Seele das Vertrauen darauf zu finden, dass Gott mir all das gibt, was ich brauche – und ich mir keine Uhrenvorräte anlegen muss. Dasselbe gilt auch für die Technologie, die vielen Brüdern zur Verfügung steht: So sehen sie sich als Besitzer und brauchen beispielsweise den PC nur für sich. Oder aber sie haben sie einen Weg gefunden, die Gier hinter sich zu lassen und sind vom Besitzer zum klugen Verwalter geworden. Der kluge Verwalter gibt alles daran, diese Technologie für das Reich Gottes in der Welt und besonders für die Armen fruchtbar zu machen. Anderenfalls wird der Besitz sie wie ein Schwimmring an der Oberfläche des Lebens halten. Da kann man noch so viele Armutsgelübde ablegen – der Weg in die Tiefe ist ein Weg des freiwilligen Loslassens. An dem kleinen Uhrenbeispiel sehen wir, dass sich am Strom der Entwicklungsgelder viele gierige Wesen „andocken“ und selbst ein gutes Leben führen – und manchmal nichts oder nur wenig an der Basis ankommt. Dies ist wohl der Fluch, der auf vielen Hilfsprogrammen lastet.

Der Entwicklungshelfer braucht sicher einen gewissen Status, sonst würde er es nicht allzu lange in den ärmsten Regionen der Welt aushalten. Aber wo sich jemand vom Wunsch nach Besitz verführen lässt, wo unnötige Vorräte angelegt werden, da breitet sich meiner Ansicht nach eine gefährliche Blindheit und Taubheit für den Willen Gottes aus. Ich denke, ich weiß, was es heißt zu begehren, denn ich bin ein leidenschaftlicher Mensch, aber ich habe schmerzhaft lernen müssen, wohin einen das führen kann. Jesus hat das Himmelreich mit der kostbarsten Perle verglichen: „Auch ist es mit dem Himmelreich wie mit einem Kaufmann, der schöne Perlen suchte. Als er eine besonders wertvolle Perle fand, verkaufte er alles, was er besaß, und kaufte sie.“ (Mt 13,45-46) Zum Glück kann man sich die Perle des Gottesreiches nicht einfach nehmen, sondern sie fällt einem zu – auf dem Weg des Loslassens, auf dem Weg in die Tiefe. Und vielleicht trifft man deshalb in Afrika auf viel mehr reine Lebensfreude als in Europa, weil die wenigsten Menschen hier überhaupt die Chance haben, Eigentum anzuhäufen. Aber ich möchte Armut und Not keineswegs glorifizieren, sie schreit zum Himmel und ruft nach klugen Verwaltern, die sich für gute Entwicklungshilfe und gesunde Mission einsetzen. So, genug geschrieben, jetzt geht es wieder zu den Jungs, die bereits bei der Arbeit sind.

Später fahre ich mit einigen Brüdern nach Kaya, wo alle Priester aus der Region mit dem Bischof zusammen die Chrisammesse feiern werden. In der Chrisammesse am Gründonnerstag werden die liturgischen Öle gesegnet, die während des Jahres in den katholischen Kirchengemeinden zur Salbung bei der Spendung einiger Sakramente und Sakramentalien verwendet werden. Vor der Kathedrale begrüßt uns ein Junge von etwa

fünfzehn Jahren. Ich bin überrascht, als ich sehe, dass er ein Silberkreuzchen trägt, welches ich vor einigen Tagen für Kinder in Korsimoro gemacht habe. Ich frage ihn: „Woher hast du das Kreuz, das habe ich doch nicht für dich gemacht?“ Er will nicht so recht raus mit der Sprache, da sagt Bruder Maurice, der Junge habe es dem kleinen François weggenommen. Ich muss etwas lächeln über diese unverblümete Frechheit. Hier herrscht eben immer noch das Gesetz des Stärkeren und die dunkle Seite der Menschen kommt ungefiltert ans Licht. Bei uns ist die Bosheit genauso vorhanden, aber sehr subtil und verschleiert. Ich sage dem Junge, wenn er das Kreuz François zurückgäbe, würde ich ihm ein neues Kreuz machen oder auch zwei. Aber ich bin mir nicht ganz sicher, wie gut er unser Französisch verstanden hat.

Es ist sehr eindrücklich, wie mehrere Dutzend schwarze Priester und einige ältere weiße Missionare vor dem schwarzen, ganz in Weiß gekleideten Bischof in die Kirche einziehen. Von sekulären Freunden höre ich oft das Wort „Hokuspokus“, wenn es um die heilige Messe geht. Das Wort kommt aus dem lateinischen Hochgebet, in welchem der Priester spricht: ‚Hoc corpus est‘ – hier ist der Leib. Heute sieht man die Messe als ein ganzheitliches Geschehen, sie beginnt mit dem Einläuten und geht nach dem liturgischen ‚Gehet hin in Frieden‘ im Alltag weiter. Aber es gab eine Zeit, wo die Leute glaubten, dass ihre Anwesenheit bei der Wandlung ihnen besonders viele himmlische Gnaden verschaffe. Manche Menschen rannten deshalb gar von Wandlung zu Wandlung! Nicht umsonst sagte Freud, die Zeremonien der Kirche seien kollektive Zwangsrituale. Er hatte natürlich nur die verkrampften Gläubigen im Blick, welche sich in der Angst vor der Hölle in Ritualen ergingen. Die innere Schönheit einer gleichbleibenden Zeremonie, welche in der Freiheit eines Gotteskindes gefeiert wird, kannte er kaum. Ein Mensch, der das Bewusstsein der Gotteskindschaft erlangt hat, weiß zutiefst, dass er von Gott in Jesus ganz und gar angenommen ist. Auch mit seinen Schatten. Er erlebt etwas von der Freude des Himmels in der eigenen Seele, hat keine Angst vorm Teufel, sondern lebt in Dankbarkeit. So heißt ‚eucharistein‘ danksagen. Hier liegt der innere Kern der heiligen Messe, welche eigentlich Ausdruck tiefster Erlösung ist, weil Gott uns nahe ist.

Den Altar begrüßen die Priester mit einem liturgischen Kuss, danach umrundet der Bischof mit dem Weihrauch den Altar, um die Anbetung Christi Jesu sichtbar werden zu lassen. Der Altar wurde vom Bischof speziell mit Öl und Weihrauch eingeweiht, im liturgischen Geschehen ein lebendiges Symbol für Christus. Der Altar ist auch der Ort, von dem Jakob träumte, dass dort die Engel Gottes auf- und niedergehen. Es ist der Ort, wo das einmalige Opfer Jesu dem himmlischen Vater vor Augen gehalten wird. Er steht bei den Christen praktisch immer in einer Kapelle oder Kirche, welche eigens geweiht wurde, und zwar, indem der Bischof mit zwölf Kreuzzeichen die Wände salbt, ein Symbol für die zwölf Apostel, auf welche die Kirche erbaut ist. Diese Salbung macht die Kirche zu einem

lebendigen Wesen – sie macht in den Steinen sichtbar, was das gläubige Volk verkörpert. Wir sind die Braut Christi, und so wird die Kirche manchmal auch als Mutter bezeichnet, denn in ihrem Schoß werden wir mit dem Heiligen Geist getränkt und in der Taufe neugeboren als Gotteskinder.

Für mich ist die Kirche innerlich verbunden mit der Gemeinde, die in ihr zum Gebet zusammenkommt. Da an diesem Ort hier in Afrika alles in der Landessprache vor sich geht, können wir uns ganz auf das rituelle Geschehen einlassen. Sie sprechen das Schuldbekenntnis, klopfen sich an die Brust und singen danach dankbar das ‚Herr, erbarme dich‘ oder ‚Der Herr erbarmt sich‘. Das Wissen darum, Sünder zu sein, hat viele schon in ein von Skrupeln geplagtes, trauriges Dasein gestürzt. Hier aber geht es darum, sein Leben im liebenden Licht Gottes zu betrachten, eigene Fehler zu sehen und gewiss zu sein: Ich werde nicht verurteilt. Das Klopfen an die Brust verstehe ich so, dass Gott es ist, der unsere dunklen Seiten wandelt. Und ist es nicht so, dass nur wer sich bedingungslos geliebt weiß seine Fehler zeigen kann, sich aber sonst versteckt wie Adam und Eva nach dem Sündenfall? Mit dem oft gesungenen ‚Herr, erbarme dich‘ oder ‚Der Herr erbarmt sich‘ bringt man genau diese Liebe zum Ausdruck. Wir dürfen uns sozusagen gegenseitig zurufen: Wir sind geliebt, Gott verurteilt nicht. Ja, wir können unsere Schatten, Fehler und Sünden haben, aber in Jesus sind wir gerecht gesprochen, so dass wir jetzt mit reinem Herzen am Gottesdienst teilnehmen können. Ein reines Herz ist es, das Gott schauen kann, und ein reines Herz hat man nicht, weil man moralisch absolut integer ist, sondern wenn man mit allem, was man ist, auf Jesus schauen kann. So wie der Schächer am Kreuz, der Jesus um Erbarmen bat. Jesus hat ihm daraufhin verheißen, er würde heute noch mit ihm das Reich Gottes schauen.

Das Tagesgebet ist schon vorbei. Jetzt folgen die Lesungen, welche die Kirche nach einem Plan liest, meistens ein Text aus dem Alten und einer aus dem Neuen Testament. Dazwischen ein Psalm. Nach der zweiten Lesung wird das Evangelium feierlich mit Halleluja-Rufen begrüßt. Wenn ein Diakon da ist, holt er sich den Segen des Bischofs. Damit wird zum Ausdruck gebracht, dass der Diakon in der sakramentalen Einheit der Weltkirche steht. Es ist jetzt Jesus selbst, der durch den Diakon spricht. Er bringt das Licht des Evangeliums zu den Menschen. Nach der Lektüre des Evangeliums hält der Diakon das Evangeliar hoch in die Luft und spricht: „Evangelium unseres Herrn Jesus Christus“. Evangelium heißt übrigens ‚froh machende Botschaft‘. Dann antwortet das Volk, gesprochen oder gesungen: ‚Lob sei dir, Christus.‘

In der Kirche setzen sich nun alle. Der Bischof beginnt mit einer sehr langen Predigt, die er in Moré hält – uns hätte interessiert, was er zu sagen hat. Das Stehen, Sitzen und Knien sind auch liturgische Ausdrucksformen. Wir stehen, wenn wir uns mit dem Priester durch Christus im Heiligen Geist an den Vater wenden, wobei der Priester jeweils die Gebete

der Weltkirche spricht und das Volk das Amen spricht. Der Priester kann auch mal seine eigenen Gebete formulieren, aber je mehr mir der weltumspannende Geist der Kirche bewusst wird, desto lieber habe ich in der sakramentalen Liturgie die jahrhundertealten, kurzen Gebete.

Nach der Predigt stehen wir auf und sprechen das Glaubensbekenntnis. Dies besteht aus vielen kurzen Glaubenssätzen und fasst den ganzen christlichen Glauben in wenigen Worten zusammen. Da heute Chrisammesse ist, werden die drei verschiedenen heiligen Öle geweiht: das Katechumenenöl, das Chrisamöl und das Öl zur Krankensalbung. Später kommen die Klingelbeutel, um die Gaben der Leute einzusammeln, während auf dem Altar Brot und Wein bereitgestellt werden. Bei den Juden war es üblich, Wein mit Wasser zu mischen, deshalb kommt hier ein klein bisschen Wasser in den Wein. Das wenige Wasser ist auch Symbol für unser bisschen Selbst, das wir in das Opfer Jesu mit hineinbringen. Nach dem Wehräuchern wäscht sich der Zelebrant die Hände. Auch das erinnert an den jüdischen Ursprung dieser Zeremonie. Beim Waschen der Hände spricht er leise ein Gebet für die Reinigung von den Sünden. Zwischendurch werden immer wieder Lieder gesungen, die den Charakter der Region tragen. Es folgt das Hochgebet mit den Wandlungsworten. Hier werden Tod und Auferstehung gegenwärtig. Es ist Christus selbst, der jetzt sich selbst dem Vater darbringt. Das Opfer wird nicht wiederholt, sondern ist die unblutige Teilnahme am Kreuzesopfer Jesu. Bei diesem Geheimnis geht es um den absoluten Willen Jesu zur Versöhnung mit Gott und mit den Menschen untereinander. Eines der letzten Worte Jesu als Ausdruck der vollendeten Liebe war das Gebet für seine Peiniger: ‚Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.‘ Wer sich im Glauben diesem liturgischen Geschehen öffnen kann und sich in der Kommunion mit Christus vereinigt, aus dem alles Leben entspringt, wird selbst in sich alle Liebe finden, die letztlich mit Christus von ganzem Herzen für die Feinde zu beten lernt.

Warum wird der Kelch nicht den Gläubigen weitergereicht? Wir glauben, dass Jesus ganz und gar im Brot gegenwärtig ist und ebenso im Wein. Der Priester kommuniziert stellvertretend für alle Gläubigen, die nicht zur Kommunion gehen. Früher sind die Menschen sowieso nur drei- bis fünfmal im Jahr zur Kommunion gegangen, auch wenn sie jeden Sonntag einer Messe beiwohnten. Entscheidend ist, dass wir lernen, die *geistige* Kommunion zu empfangen.

Der Gottesdienst geht zu Ende, und nach dem bischöflichen Segen werden wir mit dem Klerus zum Abendessen eingeladen. Der Bischof sitzt, in einen überlaut eingestellten Fernseher schauend, alleine an einem Tisch. Man kann nicht gerade sagen, dass eine herzliche Tischgemeinschaft zustande kommt, aber es sammeln sich da und dort kleine Grüppchen von Priestern, die miteinander essen. Ich gebe meinen Teller fast ebenso voll



zurück, wie ich ihn bekam. Ein doppelter Whisky von billigster Qualität, der mir aber sehr gut schmeckt, hilft beim Verdauen. Dann fahre ich zurück.

### **Umschwärmt von Straßenhändlern (9. März 2006)**

Heute fahren Bruder Maurice, Bruder Raphael und ich nach Ouaga, wie die Hauptstadt von Burkina Faso kurz genannt wird. Die Hitze und die Gerüche in der Millionenstadt hauen mich fast um. Wenn wir anhalten, um etwas zu kaufen, sind wir sofort von Dutzenden von Straßenhändlern umringt, die uns alles Mögliche verkaufen wollen, von der Rolex über Sonnenbrillen bis zu Hemden, Telefonkarten und Schuhen. Sie akzeptieren kaum ein Nein, halten ihre Waren noch durch das Fenster ins Auto hinein und hoffen sehr, wenigstens etwas verkaufen zu können. Ich bin erschüttert. Jeder kämpft hier ums Überleben und versucht, etwas an den Mann, besonders an den weißen Mann zu bringen. Für einen Augenblick werde ich wütend, als sie mich auch nach mehrfachem Ablehnen nicht in Ruhe lassen. So schließe ich mich einfach ins Auto ein. Aber mit den geschlossenen Fenstern wird es schnell unerträglich heiß. Schließlich kann ich dem Händler, der gefälschte Schweizer Uhren verkauft, nicht widerstehen und kaufe ihm für fünfzehn Schweizer Franken zwei ab.

Am Nachmittag besuche ich einen Freund meines leiblichen Bruders Urs, der wie Urs für die Hilfsorganisation ATD Vierte Welt (*Aide à Toute Détresse*) arbeitet. Er zeigt mir einen Film und erklärt mir seine Arbeit. Er macht auch selbst Filme und erzählt von den großen Diskussionen, die es immer wieder gibt, wenn er mit den Ärmsten dreht. So war es den Menschen beim Filmen in den Slums und auf der Abfallhalde wichtig, dass sie bei den verschiedensten Arbeiten gefilmt werden und nicht einfach dabei, wie sie herumsitzen.

Dann machen Bruder Maurice und ich uns auf den Weg, um die Holzbearbeitungsmaschine in Augenschein zu nehmen, die er vor einiger Zeit durch Zufall entdeckt hat. Aber was für ein trauriger Anblick! In einem Hinterhof voller defekter Maschinen und einem ausgebrannten Auto steht die armselige, alte Maschine in einer kleinen Hütte unter Bergen von Schrott. Nicht einmal Schutzvorrichtungen hat sie. Einen Freudensprung mache ich nicht gerade, aber es ist schon mal gut, eine solche Maschine überhaupt zu finden in einer Stadt, in der wir bis jetzt nicht mal eine Eisenfeile habe aufreiben können. Ich hoffe im Stillen, dass der Händler mit dem Preis nicht noch höher geht, weil er mich Weißen gesehen hat. Aber Bruder Maurice will das alles klären. Ich bin mal gespannt, wann die Maschine bei uns in Korsimoro ankommt, und wiederhole den Satz, den ich brauche, wenn es um Computer geht: „Ich glaube an Gott – alles andere will ich sehen!“ Auch dass die Maschine wirklich funktioniert. Was der Händler verspricht.

Dann gibt es ein kühles Bier am Flughafenrestaurant, aber kaum haben wir Platz genommen, eilen wieder Händler herbei, wie lästige Fliegen, immer mehr. Papiertaschentücher, Hemden, Uhren – einer will uns sogar Geldkassen andrehen. Bruder

Raphael zeigt sich äußerst interessiert, ja, er suche gerade eine günstige Geldkasse. Gefüllt mit viel, viel Geld! Als der Händler den Scherz endlich bemerkt, muss er selbst lachen und geht. Mir tut es weh, von einem Uhrenhändler zu hören, dass er heute nichts verkauft hat und ihm der Magen furchtbar knurrt. Ein anderer junger Mann zieht mir die Sandalen geradezu von den Füßen und putzt und repariert sie so gut er kann. Dann sagt er, ich könne ihm geben, was ich wolle. Jedenfalls bekommen alle etwas, und ich muss zugeben, dass ich Achtung vor diesen jungen Menschen empfinde, die alle ehrlich etwas tun wollen und nicht einfach die hohle Hand aufhalten. Zu Bruder Raphael sage ich, es falle mir schon schwer, bei einem Bier zu sitzen, während dauernd Menschen mit leerem oder halbleerem Magen etwas von einem erhofften. Raphael meint: „Wenn du hier leben willst, musst du mit dieser Wirklichkeit leben lernen. Sonst geht es nicht.“ Ich versuche alles Mögliche, um die Händler loszuwerden, die uns weiter umkreisen wie Motten das Licht. Zeige ich ihnen die kalte Schulter, werden sie nur noch aufdringlicher. Behandle ich sie jedoch liebe- und respektvoll, begreifen sie schnell, dass ich nichts von ihnen kaufen will.

Was mich auf der Heimfahrt noch bewegt: Die wenigen Maschinen für Schreinerarbeiten, die es in dieser großen Stadt gibt, kosten das Zwei- oder Dreifache der Maschinen bei uns daheim. Und vieles, was bei uns im Eisenwarengeschäft ganz selbstverständlich angeboten wird, gibt es hier einfach nicht zu kaufen. Wohl hatte mancher Verkäufer schon von diesem oder jenem Artikel gehört, im Laden aber hatte er ihn nicht. Nun, wir werden unseren Hangar dennoch errichten!

### **Die Armut der Gemeinde (10. März)**

Beim Frühstück erzählt Bruder Maurice von der neuen Batterie im neunzehn Jahre alten Wagen, der schon über 300.000 Kilometer auf dem Tacho hat. „Das Auto macht uns Sorge“, meint er. „Seit drei Jahren bemühen wir uns um einen geländegängigen Wagen, denn wir sind hier im Umkreis eine der wenigen Stationen mit eigenem Auto. So hatten wir letztes Jahr eine böse Hungersnot in unserer Gegend, konnten aber mit diesem alten Auto kaum Nahrung aus der nächsten Stadt für die Leute hier beschaffen, da der Radstand zu niedrig ist und die meisten Straßen sehr schlecht sind – sie gleichen mehr ausgetrockneten Bachbetten als wirklichen Straßen! Ja, es mangelt einfach an allem, besonders an Geld. Seit zwanzig Jahren wartet unsere Kirche vergeblich auf ein Glöcklein. So hören die Menschen hier nach wie vor die provisorische Kirchenglocke: eine alte Lastwagenfelge ohne Reifen, an welcher der Koch mit einer Eisenstange den Stundenschlag ertönen lässt und zum Gottesdienst ruft.“ Raphael lächelt verhalten. „Es ist halt so, aber es tut immer noch weh, diese Not an allen Ecken und Enden zu erleben. Von einer kleinen Kapelle für die Brüder, wo wir uns zum Gebet treffen, können wir nur träumen“, endet er. Ich muss an die vielen mächtigen, leer stehenden Kirchen in Europa denken, an die Leute, die mit Anwälten gegen das

Glockengeläut prozessieren. Und hier leben Tausende von Menschen, die die Zeit nur in etwa am Sonnenstand ablesen können. Da verschafft der Koch mit seinem „Felgen-Schlagen“ wenigstens etwas Orientierung im Tagesablauf. Ich erkläre, dass ich nach dem Frühstück telefonieren werde, um etwas Geld zu beschaffen, denn ich habe auch keine Lust, mit dem alten Auto irgendwo in der Hitze liegen zu bleiben. Aber das mit dem Telefonieren ist leichter gesagt als getan – die Leitungen sind mal wieder tot.

Ich bin froh, dass wir am Hangar für die Schreinerei weiterbauen können, so habe ich wenigstens das Gefühl, die Armut in diesem Land nicht ganz tatenlos ertragen zu müssen. Es tut wohl, zu erleben, wie wir den Lehrlingen heute etwas ganz Neues zeigen dürfen. In Ouaga haben wir Schrauben kaufen können, und nun lernen sie, wie man mit Schrauben umgeht.

Aber manchmal scheinen die Jungen wirklich kaum zu begreifen, und in dieser Hitze und mit unseren Sprachproblemen kann man dann schon mal etwas ungeduldig werden. Als es darum geht, gemeinsam die schweren Dachträger hochzuheben, erkläre ich den Lehrlingen, dass wir gemeinsam anheben müssen, mit einem geraden Rücken und auf mein Kommando. Auf Französisch frage ich noch nach, ob sie mich verstanden haben. Alle nicken, und ich will den Balken anpacken und das Kommando geben. Dabei klemme ich mir beinahe die Finger ein, weil die Jungs auf der andern Seite, eifrig wie sie sind, bereits den Träger mit aller Kraft in die Höhe reißen! Ich brülle sie natürlich aus Leibeskräften an, auch wenn ich weiß, dass sie nur zeigen wollten, wie kräftig und fleißig sie sind. Aber ich habe keine Lust, gerade an diesem abgelegenen Ort einen Unfall zu riskieren. Beim fünften Versuch sind dann alle so weit, gezielt anzuheben und zugleich aufeinander zu achten. Mir ist klar, dass die Jungs hier mit komplett neuen Arbeitsabläufen und Konstruktionen konfrontiert werden. Da ergeht es ihnen wie mir anfangs beim Yoga. Ich stand da wie ein Ochs am Berg und versuchte, die unglaublichen Verrenkungen nachzumachen. Grit, unsere gute Yogalehrerin, lachte uns dann jeweils motivierend zu: „Das Hirn muss sich diese Abläufe zuerst merken und ins Bewegungswissen integrieren. Nach einigen Wochen geht es ganz von selbst und wird zur wohltuenden Übung.“ Es ist tatsächlich so, dass wir alle Zeit zum Lernen brauchen, das haben wir zu akzeptieren.

Vor dem Mittag kann ich in die Schweiz telefonieren und mit Bruder Michael im Inselkloster sprechen. Es tut gut, ein wenig von der bitteren Not, die hier herrscht, berichten zu können. Auch er erzählt. Die Insel, so erfahre ich, sei wegen der Vogelgrippe zwei Tage nach meiner Abreise bis auf Weiteres zum Sperrgebiet geworden. Es seien unglaubliche Mengen Schnee gefallen, und auf der Insel herrsche momentan eine unheimliche Stille, da wegen der Seuche niemand mehr über die Brücke käme, außer der frommen Vittoria, die täglich ihre Kerzchen anzünde.

Am Abend filme ich das Beten des Kreuzwegs. Anschließend kommen etliche Kinder zu mir und bitten mich um ein Kreuzchen. Leider kann ich nur vier Stück basteln, aber immerhin gelingt es mir, mit jedem Kind kurz persönlich zu beten. Es ist schon unglaublich, viele von ihnen haben nur ein bisschen Nahrung, ihre wenigen Kleider und das nackte Leben – sonst nichts, nicht mal ein kleines Schmuckstück. Die vielleicht aufgrund ihrer Armut sehr bescheidenen Kinder sind vielleicht enttäuscht, dass ich nicht für alle ein Kreuz anfertigen kann, aber sie lassen es sich nicht anmerken, sondern scheinen schon dankbar für die kurze Zeit, die ich mit ihnen verbracht habe. Beim Abendgebet beten wir für ein „Kreuzwunder“, dass wenigstens alle, die an Jesus glauben und ein Kreuzchen wollten, auch eines bekommen.

#### **Der Rosenkranz (11. März 2006)**

Hier schreiben drei junge Afrikanerinnen etwas in mein elektronisches Tagebuch, ihr erster Kontakt mit einem Computer: „Frère Benno que Jesus soit ton compagnon dans tes travaux ; priez pour nous aussi ; nous souhaitons avoir des correspondants chez vous.“

Ich kann es kaum glauben, aber in diesen paar Augenblicken haben mir die Mädchen sämtliche Tagebuchaufzeichnungen gelöscht! Einige Stunden Arbeit sind einfach weg. Aber ich bin selbst schuld, weil ich ihnen den kleinen Handy-Computer ohne Bedenken überließ. Na ja. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Ich arbeite schon zu lange mit PCs, um wütend zu werden, wenn Daten verschwinden. Schließlich hätte ich sie sichern können. So werde ich mich halt nochmals hinsetzen und die gelöschten Aufzeichnungen rekapitulieren.

Ich bitte die Mädchen, mir irgendwann einmal das Rosenkranzgebet in ihrer Sprache beizubringen. Sie scheinen sich darüber zu freuen, erbitten von mir noch ein Foto und gehen dann kichernd fort. Von einigen „rosenkranzgeschädigten“ Menschen weiß ich, dass Ihnen das Gebet entweder ohne wirkliche Beziehung zu Jesus und Maria eingetrichtert wurde, oder der Rosenkranz nur vor dem Hintergrund einer geradezu leistungsorientierten Frömmigkeit gebetet wurde. Leistungsorientierte Menschen tragen oft ein Gefühl in sich, dass sie nie genügen und nur geliebt werden, wenn sie unglaubliche Leistungen an den Tag legen. Sie beten dann drei Rosenkränze und meinen anschließend, sie hätten wirklich etwas für Gott getan; wenn sie aber diese Gebetspflichten nicht erfüllen, plagt sie das schlechte Gewissen und die Angst, Gott habe sie nicht mehr lieb. Segnen kommt von lat. ‚benedicere‘ und bedeutet auch, über jemanden Gutes sprechen. Ich übersetze dieses alte Wort gerne sinngemäß mit: Du bist ganz du selbst in Gott. Denn ein Mensch, über den wirklich Gutes gesprochen wird, ist ein Mensch, der sich ganz (auch von Gott) geliebt weiß. Er muss sich nicht verstellen, er ist gebenedeit. Geht man diesem Wort in der Bibel nach, fällt einem etwas Erstaunliches auf. So kommt in der Genesis das Wort Weib (Ischa) vor, was übersetzt

Mensch oder besser MenschIn bedeutet. Es ist ein Wortspiel mit Isch (der Mann, der von Gott geschaffen wurde) und Ischa (die Frau, die Gott aus der Rippe gemacht hat). Johannes, der dieses Wort wieder verwendet, nimmt Bezug auf Adam und Eva, welche der Fluch der Sünde getroffen hat. Er beschreibt die Neuschöpfungsgeschichte, indem er die Mutter Jesu mit dem Wort Ischa bezeichnet. Sie wird als die Mutter jener umschrieben, die ewiges Leben haben. Das offene Herz Jesu, aus dem Blut und Wasser fließen, wurde schon in der frühen Christenheit als die Rippe gedeutet, aus der die Kinder Gottes gemacht werden. Das Johannesevangelium ist wohl dasjenige, welches am tiefsten in das mystische Geheimnis Jesu und der Kirche eindringt. So wird über diesen Satz seit zweitausend Jahren meditiert und manch einem wird er zur Tür, um das ‚Weib‘, um Ischa besser zu erfassen. Es heißt: „Als Jesus seine Mutter sah und bei ihr den Jünger, den er liebte, sagte er zu seiner Mutter: Frau, siehe, dein Sohn!“ (Joh. 19,26) Das ist ein wichtiger Hintergrund für das Verständnis des Rosenkranzes. Sicher, die schlichte, glaubende Seele braucht nicht viel zu wissen, sie kann sich intuitiv in die Beziehung zu Maria hineingeben, um mit ihr zusammen das Leben Jesu anzuschauen.

Der Rosenkranz hat übrigens eine spannende Entstehungsgeschichte: Er ist aus verschiedenen Sätzen aus der Bibel zusammengefügt worden. Es geht darum, mit den Augen Marias auf das Leben Jesu zu schauen, darüber zu meditieren und sich so durch die verschiedenen Rosenkranzgeheimnisse immer tiefer mit Christus zu verbinden. Letztlich versteht man dieses Gebet nur mit dem Herzen, wenn man es regelmäßig zu beten beginnt.“

Am Abend mache ich noch einen kleinen Besuch bei Nachbarn. Sie sind recht wohlhabend, hat Bruder Raphael gesagt. Als ich durch die Blechtür eintrete, sitzen in einem Hinterhof vier Erwachsene, zwei kleine Mädchen und zwei unserer Lehrlinge. In einer Ecke dröhnt ein Schwarzweißfernseher. Alle außer den Mädchen trinken aus Kürbissen das traditionelle Hirsebier. Die Mädchen sind Nachbarskinder, die zum Fernsehen gekommen sind. Mir wird ein Stuhl angeboten und auch *dolo*, dann schauen alle wieder zum Fernseher. Es scheint hier im Haus Sitte zu sein, miteinander vor dem Fernseher zu sitzen und Bier zu trinken. Warum nicht? Sie sprechen kaum Französisch und ich kein Wort Moré. Ich schaue mich ein wenig um. Die roten Lehmziegelhäuschen mit ihren Strohdächern sind zwar alle sehr hübsch von außen, aber im ummauerten Hof liegt sehr viel Abfall. Die Leute haben offenbar eine andere Vorstellung von Ordnung. Ich dachte, das sei nur auf den Straßen so, aber drinnen wirkt es noch schlimmer. Gerade heimelig ist es nicht im dem Innenhof, und ich bleibe nicht sehr lange.

#### **Von kirchlichen Ritualen (12. März 2006)**

Heute bittet mich Bruder Raphael, bei der heiligen Messe als Diakon zu assistieren. „Wenn du die Kommunion austeilst, dann sag einfach *Krista Linga*. Und bitte teile mit der rechten

Hand aus, denn die linke wird für die unreinen Dinge gebraucht. Die Leute würden sich sehr vor den Kopf gestoßen fühlen.“ Gestern habe ich – nichts ahnend – als eingefleischter Linkshänder die Kommunion mit links verteilt, was anscheinend zu gewissen Diskussionen geführt hat ... Ich erinnere mich an eine Frau in meiner Heimat, die vor einem Jahr ganz entsetzt zu mir kam und sagte, es sei des Teufels, wenn man den Segen mit der linken Hand gebe! (Es stellte sich später heraus, dass Rituale für sie zwanghaften Charakter hatten und immer gleich ablaufen mussten, um Gott nicht zu beleidigen oder Unheil für das eigene Leben zu bewirken.) Also gebe ich mir Mühe, heute wenigstens liturgisch ein Rechtshänder zu werden! Aber letztlich kommt es natürlich nicht auf links oder rechts an, sondern darauf, dass man mit Liebe und Glauben einander den Leib des Herrn darreicht und sich so auch gegenseitig segnet.

Bei der heutigen Messe ist auch Monsieur Philippe, wie man ihn nennt, anwesend – ein bekannter Politiker. Mir ist schon vor der Messe der riesige 4x4 Toyota Jeep aufgefallen. Nach der Messe kommt Monsieur Philippe noch auf ein Glas Wasser zu uns in die Mission. Er ist ein liebenswürdiger Mensch und gibt uns auf alle möglichen Fragen Auskunft, ist auch gerne bereit, mir ein Interview vor der Kamera zu geben. Nachdem er gegangen ist, erzählt Bruder Maurice, dass Monsieur Philippe vor kurzem für das Amt des Landespräsidenten kandidiert hat. Warum er nicht gewählt worden sei, will ich wissen. Nun, er habe nicht gerade viel für das Volk getan, obwohl er für die Sozialistische Partei angetreten sei, meint Bruder Maurice, der nicht gerade eine hohe Meinung von diesem Politiker zu haben scheint, auch wenn er sich ihm gegenüber ganz höflich verhalten hat. Ich denke mir, vielleicht ist Monsieur Philippe zu liebenswürdig und greift nie mit gerechter Härte durch? Gerade als Politiker in einem solchen Lande muss man wohl auch mit dunklen oder korrupten Kräften umgehen können, will man nicht von der Bildfläche verschwinden, bevor man überhaupt im Amt ist. Ich bewundere Leute, die einen solchen Weg gewählt haben. Monsieur Philippes gütige Ausstrahlung war für mich wohltuend und weckte in mir Vertrauen.

Nach dem Essen kreisen meine Gedanken nochmals um die Bedeutung von Ritualen. In der katholischen Tradition sind die sakramentalen Rituale weltweit geordnet und „von oben abgesegnet“, d. h. von Rom approbiert. Für mich ist das selbstverständlich, da gerade im Ritual etwas von der weltweiten Verbundenheit aller Katholiken zum Ausdruck kommen soll. Aber letztlich lebt die Messe nicht von der genauen Einhaltung eines Rituals, sondern von der inneren Intention der Gläubigen und der Priester. So kann ein Gottesdienst schon mal eine andere rituelle Form annehmen, ohne dass dies gleich ein Verbrechen ist, aber die innere Intention, in Einheit mit den Bischöfen und besonders mit dem Bischof von Rom – dem Papst – zu sein, gehört ganz wesentlich dazu. Es ist schon eindrücklich, dass wir hier in der afrikanischen Steppe praktisch genau die gleichen rituellen Elemente im Gottesdienst finden wie bei uns, wenn auch in einer anderen Sprache. Dies kann nur verwirklicht werden,

wenn die Gläubigen auch ein Petrus-Amt, welches für den weltweiten Dienst der Einheit zuständig ist, wünschen und respektieren.

### **Das Richtfest (13. März 2006)**

Die Hunde, Esel und Gockel scheinen den nahenden Vollmond zu spüren, denn bereits in der Morgendämmerung ertönt ein betörendes Konzert aus vielerlei Stimmen. Heute Morgen ist die Kirche gut gefüllt, es sind die neuen Katechumenen, etwa 120 Erwachsene, die sich auf die Taufe vorbereiten, um an Ostern ganz in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Mich beeindruckt, was hier im kirchlichen Leben so alles geschieht.

Wo ich über die Mission und Entwicklungshilfe nachdenke, erinnere ich mich daran, dass die Schwester meiner Patentante Elisabeth früher irgendwo in einem ähnlichen Einsatz tätig war. Als Elisabeth einmal von einem längeren Besuch dort zurückkehrte, faszinierte sie mich mit ihren Erzählungen. Ich kann mich noch gut an viele ihrer Geschichten erinnern. Wie sie bei 40 Grad Weihnachten gefeiert und „Leise rieselt der Schnee“ gesungen haben, man im Pyjama auf die Straße gehen konnte usw. Jedenfalls wuchs in mir damals schon der Entschluss, selbst in die Mission zu gehen. Und jetzt bin ich da – und überlege mir ernsthaft, ob das eine Lebensoption sein könnte? Mich beeindruckt besonders Bruder Raphael, der in dieser Einöde ohne kulturelle Angebote zu leben bereit ist und eine unglaubliche Liebe zu den Menschen ausstrahlt. Mal sehen, was in drei bis sechs Jahren mit mir geschieht, so lange werde ich wohl noch auf der Insel Werd bleiben.

Jetzt wird aber erst einmal gefrühstückt, und dabei frage ich meine Mitbrüder, wie es hier mit der Kriminalität aussieht. Es sei recht ruhig, heißt es, aber es gebe immer mehr Wegelagerer, die mit Gewehren bewaffnet Autos anhalten und ausrauben. Besonders Richtung Togo sei es nicht ungefährlich, erfahre ich, deshalb sitze dort streckenweise in jedem Auto ein bewaffneter Militär oder Polizist. Eine andere Sorte Wegelagerer halte Autos an und verlange eine Kontrollgebühr von 200 bis 500 CFA-Francs (knapp 1 Schweizer Franken), gleichgültig, ob es etwas zu beanstanden gebe oder nicht. Die einzigen, die uns bis jetzt halblegal „bestohlen“ haben, waren die Zöllner. Wie ich schon festgestellt habe, versucht jeder in diesem kargen Land, möglichst gut zu überleben.

Als wir das Gebäude verlassen, brennt die Sonne mal wieder gnadenlos vom Himmel, denn in der Luft ist nicht einmal Sand aus der Wüste. Dennoch montieren wir die Sparren auf die Träger. Nur hätte ich niemals gedacht, dass die Balken aus ganz brüchigem Holz sind. Einer bricht während des Befestigens einfach entzwei, fällt herunter und verletzt Emmanuel, einen unserer afrikanischen Lehrlinge, am Kopf. Wir müssen ihn zum Arzt bringen, der ihm die Wunde näht und verbindet. Auch eine Tetanuspritze bekommt er noch. Eine Stunde später ist Emmanuel wieder bei der Arbeit, als sei nichts geschehen. Am Mittag erklären wir den Brüdern: „Wenn in der Schweiz ein neues Dach aufgerichtet wird, wird nach guter Zimmermannsmanier ein kleiner Tannenbaum am Giebel befestigt. Es ist ein Zeichen des

Dankes, Segens und der Hoffnung, dass es sich in diesem Haus gut wohnen lassen möge. Anschließend lädt der Bauherr alle zu einem Festessen im Neubau ein. Tut er das nicht, werden leere Flaschen am Bäumchen befestigt, was nicht gerade das beste Zeichen ist. Zwar haben wir momentan Fastenzeit, aber ein Richtfest lässt sich einfach nicht verschieben“, fahren wir fort. „Oder wollt ihr riskieren, dass morgen leere Flaschen an den Sparren hängen?“ Da kann der gute Guardian nur einwilligen. Aus der Kirche holen wir die defekten Kirchenbänke und reparieren sie, bevor wir sie als Bänke für den Festtisch bereitstellen. Zwei Jungen schicken wir unterdessen einkaufen.

Ich muss zugeben, dass es mir nicht gefällt, wenn ein Mensch ohne Ehrfurcht in eine Kirche hineinspaziert, sich wie in einem Einkaufscenter bewegt und sich die Kommunion holt. Zumindest könnte er seine Ehrfurcht durch ein Neigen des Hauptes zum Ausdruck bringen. Aber bereits die Achtung für einen religiösen Kult ist Ausdruck einer reifen Spiritualität, die viele noch nicht gefunden haben. Von den über hundert Katechumenen hier, die sich schon seit vier Jahren auf die Taufe vorbereiten, würde keiner einfach so zur Kommunion gehen. Denn sie kennen und respektieren die Regeln der Kirche. Ich denke, es ist das Mindeste, dass Außenstehende die Regeln respektieren. So respektiere ich etwa, dass andere Konfessionen dem Abendmahl eine andere Bedeutung beimessen als wir Katholiken. Wir glauben an die Wandlung, an das Geheimnis, dass Brot und Wein im innersten Wesen von Jesu Person durchdrungen werden und dies auch nach dem Gottesdienst bleiben. Daher sprechen wir von einem Sakrament, das aus sich selbst heraus wirkt. Das ist unser Glaube, und wer diesen Glauben nicht teilt, wird, wenn er darüber nachdenkt, sicher nicht einfach so zur heiligen Kommunion gehen.

Auch das Kreuzzeichen ist ein Symbol unseres Glaubens – für mich sogar eines der schönsten. Es geht auf das Urchristentum zurück. Zunächst wurde es mit einem Finger gezeichnet, ab dem achten Jahrhundert mit zwei, später mit drei Fingern (so bis dato bei den orthodoxen Christen), und heute mit der ganzen Hand. Angeblich ist in das Kreuzzeichen der Druidenfuß, ein damals weit verbreitetes heidnisches Schutzzeichen, eingeflossen. Die Menschen wollten diesen Dreieckschlag nicht einfach aufgeben, und so brachte man ihnen das Kreuzzeichen als ähnliches Schutzsymbol nahe. Es beginnt an der Stirn: Mit den drei Schwurfingern der rechten Hand (Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger) berührt man die Stirn und sagt: ‚Im Namen des Vaters‘, zieht dann eine gerade Linie zur Brust herunter und sagt über dem Herzen: ‚... und des Sohnes‘, und zieht dann eine Linie von der rechten zur linken Schulter: ‚... und des Heiligen Geistes. Amen.‘ Der Vater ist das Haupt, der Sohn das Herz und der Heilige Geist die Kraft im Geschehen der heiligsten Dreifaltigkeit. Wenn wir die Kirche betreten, tauchen wir den Zeigefinger oder auch alle drei Schwurfinger in das Weihwasserbecken und erneuern mit diesem Zeichen unser Taufversprechen.



In der Bibel lesen wir: „Als er [Jesus] nach Kafarnaum kam, trat ein Hauptmann an ihn heran und bat ihn: Herr, mein Diener liegt gelähmt zu Hause und hat große Schmerzen. Jesus sagte zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Da antwortete der Hauptmann: Herr, ich bin es nicht wert, dass du mein Haus betrittst; sprich nur ein Wort, dann wird mein Diener gesund. Auch ich muss Befehlen gehorchen und ich habe selbst Soldaten unter mir; sage ich nun zu einem: Geh!, so geht er, und zu einem andern: Komm!, so kommt er, und zu meinem Diener: Tu das!, so tut er es. Jesus war erstaunt, als er das hörte, und sagte zu denen, die ihm nachfolgten: Amen, das sage ich euch: Einen solchen Glauben habe ich in Israel noch bei niemand gefunden. Ich sage euch: Viele werden von Osten und Westen kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch sitzen; die aber, für die das Reich bestimmt war, werden hinausgeworfen in die äußerste Finsternis; dort werden sie heulen und mit den Zähnen knirschen. Und zum Hauptmann sagte Jesus: Geh! Es soll geschehen, wie du geglaubt hast. Und in derselben Stunde wurde der Diener gesund.“ (Mt 8,5-13)

Diese Bibelstelle wurde schon in der Christmesse kurz angesprochen haben. Der nicht-jüdische Hauptmann, wohl ein Römer, kannte die religiösen Gebräuche der Juden offenbar genau und wusste, dass ein frommer Jude das Haus eines Andersgläubigen oder Sünders nicht betreten sollte. Er respektierte die religiösen Bräuche der Juden zutiefst. Gleichzeitig zweifelte er nicht daran, dass Jesus seinen Diener auch aus der Distanz heilen konnte. Und tatsächlich sah Jesus den tiefen und respektvollen Glauben des Hauptmanns und sprach ihm ewiges Heil zu. Die Bibel vergleicht unsere Seele hier mit dem Diener des Hauptmannes, denn immer wieder geht es darum, dass unsere Seele gesund wird, und eine gesunde christliche Seele erkennt man daran, dass sie mit Freude und Liebe allen Geschöpfen dient. Ist also jemand nicht katholisch, respektiert aber den katholischen Kult, so kann er die Worte des Hauptmanns sprechen. Dann dürfen wir sicher sein, dass Jesus auf diesen Glauben antworten wird. Ich selbst bete dieses Gebet auch stellvertretend für alle mit mir verbundenen Menschen, die wie der Diener krank zuhause liegen und aus diesem oder einem anderen Grund den Weg zur Kirche nicht gehen können. Denn wer im Glauben gesund ist wie der Hauptmann, der sucht Jesus auch stellvertretend für andere auf.

Das Gebet das in der Kirche vor der Kommunion gesprochen wird, stammt wohl aus der Zeit, wo die Gläubigen viel seltener zur Kommunion gingen. Heute aber kann es auch dann wichtig sein, wenn sich jemand in eine Schuld verstrickt hat oder sich unwürdig fühlt, die Kommunion direkt zu empfangen. Man vergleicht sich in diesem Gebet mit dem Hauptmann, der sich nicht für würdig hielt, Jesus in seinem Haus zu empfangen. Nicht würdig allerdings nur in dem Sinne, dass er nicht den Regeln der Glaubensgemeinschaft entsprach – das hat nichts damit zu tun, ein schlechter Mensch zu sein. Der kranke Diener des Hauptmanns steht in diesem Moment für die eigene Seele, und diese braucht ,nur ein

Wort' von Jesus, um zu gesunden, um sich wieder in gesunden Lebensordnungen zu bewegen. Das Haus ist in diesem Zusammenhang unser Körper, der Diener unsere Seele und der Hauptmann unser freier Wille. Auch wir können auf diese Weise am Gottesdienst teilnehmen und die Kommunion nur geistig empfangen, wie es der Hauptmann tat.

Am Abend feiere ich mit den jungen Schreibern das Richtfest. Bruder Maurice hat zwei Neonröhren montiert, aber es ist ohnehin hell, da heute Vollmond ist. Ein wunderbarer Abend! Ich sage den Schreibern Dank für ihre gute Arbeit, und wir bedanken uns bei Gott, dass nur ein kleiner Unfall passierte, der glimpflich abgelaufen ist. Dann zeige ich den Jungen, wie wir zu Beginn des Festes mit Bierflaschen anstoßen: zweimal kreuzweise, einmal die Flaschenböden und einmal den Flaschenhals leicht zusammenschlagen, dann gemeinsam ‚prost!‘ rufen, sich in die Augen schauen und einen Schluck nehmen. Dann zum nächsten gehen und auch mit dem anstoßen, bis man alle durchhat, die an dem Haus gebaut haben. Auch hier ein Ritual! Anschließend gibt es viel Fleisch, Kartoffeln, Kekse und Früchte und für jeden mindestens zwei Flaschen Bier. Zunächst wird es ganz ruhig am Tisch, alle sind mit dem Fleischessen beschäftigt. Ich versuche ein Stück vom Hühnchen, welches im Zementsack zubereitet wurde, entscheide dann aber sogleich, doch lieber bei den Früchten zu bleiben. Anschließend singen wir und schaukeln dazu kräftig auf den wackligen Kirchenbänken. Die Stimmung ist ausgelassen, und ich genieße die wohl billigste (mit Ausgaben von ca. 33 Schweizer Franken) und köstlichste Aufrichtfeier meines Lebens! Die Brüder, die Jungs – alle gehen zufrieden und mit einem Lächeln auf den Lippen ziemlich spät zu Bett.

#### **Jeeps für die Hilfsorganisationen (14. März 2006)**

Heute soll es nochmals nach Ouaga gehen. Wir müssen noch einige Dinge besorgen und wollen auch versuchen, ein neues Betriebssystem auf Bruder Raphaels Computer installieren zu lassen. Da sehe ich den Reifen, den Raphael gestern an unserem Auto hat auswechseln lassen: Bis auf das Drahtgeflecht war er abgefahren! Wenn ich daran denke, dass wir mit diesem Reifen vorgestern noch mit über 120 Stundenkilometern über die schlechten Straßen gedonnert sind, wird mir ganz anders. Passen hier die Schutzengel nicht besonders gut auf mich auf, komme ich wohl kaum ohne Zwischenfall in die Schweiz zurück. Aber was will man machen, wenn man einfach keine neuen Reifen bekommen kann? Jetzt haben wir immerhin einen Reifen, der zwar nicht neu ist, aber wenigstens einen Millimeter Profil aufweist!

Wieder viele Eindrücke ... ich mache auch einen Besuch bei *Nouvelle Planète*, einem Hilfswerk für Straßenkinder. Es macht einen recht guten Eindruck, und wieder einmal bin ich froh zu sehen, dass sich Menschen in diesem armen Land engagieren.

In der Stadt fallen mir die sehr großzügigen, geländegängigen Autos auf. Schon bei meinem letzten Ausflug in die Stadt habe ich mir gedacht, dass sich so manch einer hier seinen Luxus wohl auf dem Rücken der Armen finanziert ... Erst am nächsten Tag bemerkte ich mein Missverständnis, als Bruder Raphael davon sprach, wie wichtig es für die Hilfsorganisationen sei, einen ordentlichen Geländewagen mit Ladebrücke zu bekommen, denn oft könnten Hilfsgüter, die es immer wieder einmal gibt, wegen der schlechten Straßen nicht verteilt werden. Im Nachhinein musste ich also meine Gedanken korrigieren, werden doch diese Autos auch in den Dienst der Ärmsten gestellt, zu denen ansonsten kaum Güter oder Nahrung gelangen könnten. Ich denke an Westeuropa mit seinen guten Straßen und den vielen starken, geländegängigen Fahrzeugen ... Wozu braucht man dort eigentlich solche Autos? Unsere Straßen sind doch praktisch bis zu jeder noch so abgelegenen Alphütte ausgebaut.

Relativ spät erreichen wir wieder unser Kloster. Der gute Aristide, unser Klosterkoch, hat auf uns gewartet und das Essen warm gestellt. Es gibt heute eine Spezialität: Hund! Anscheinend lieben das die Leute hier, und jemand schenkte uns ein ganzes Hundehinterbein. Ich koste höflich davon, aber mein Entschluss, wieder ganz Vegetarier zu werden, wird stark beflügelt.

#### **Besuch von der Caritas Österreich (15. März 2006)**

Nach einer kurzen Dusche gehe ich in die schon vollbesetzte Kirche. Alle, die Ostern getauft werden, befinden sich in den vier Wochen der letzten intensiven Vorbereitung. Die Katechumenen sind bereits seit vier Jahren in der Glaubenschulung. Wenn es um den Glauben geht, denke ich im Stillen, ist eher die Schweiz das Entwicklungsland. Die Menschen hier nehmen mit so viel Respekt und Hingabe an der Messe teil! Nach der Messe halten wir Brüder eine etwa halbstündige stille Meditationszeit. Ich fühle mich nach so einer Meditation immer besser gewappnet dafür, auf den Fußspuren Jesu durch den Alltag zu gehen. Nach dem Klopfschrei des Guardians beten wir das Angelus-Gebet und die Psalmen der Laudes. Es folgt das Kreuzgebet, und wir verlassen die Kirche, schütteln einander die Hand und wünschen jedem einen guten Tag.

Eine Viertelstunde später treffen wir uns zum Frühstück, der pfeifende Wasserkessel empfängt uns im immer zu warmen Refektorium. Beim Frühstück erzählt uns Bruder Raphael, dass er heute und morgen Einkehrtage abhalten werde. Bruder Maurice und ich wollen am Dach weiterarbeiten und wohl mit den Blechabdeckungen beginnen, sofern das Blech dann auch wirklich da ist! Zwischendurch installiere ich auf dem gestern reparierten Computer das Filmschneideprogramm und beginne mit dem Einlesen der Daten. Bald schneide ich das erste Filmchen, jenes, das ich für den „Chramschof“ gedreht haben. Das ist eine Schweizer Organisation, die ab und zu Hilfsprojekte in der Dritten Welt unterstützt.

Ein Mitarbeiter der Organisation hat uns gebeten, über die Arbeit mit den Straßenkindern in Ouaga einen kleinen Film zu drehen.

Ich bin überrascht, dass ich auf dem alten PC überhaupt Filme bearbeiten kann. Es wäre natürlich praktisch, wenn ich all die Filme, die ich hier drehe, schon fertig verarbeitet mit nach Hause nehmen könnte. Allerdings stellt sich beim Abspeichern des Materials heraus, dass ich mich zu früh gefreut habe: Ich kann, was ich auch unternehme, den Film nicht sichern. Als Bruder Raphael gegen 16.30 Uhr erschöpft zurückkehrt, berichte ich enttäuscht, dass der PC einfach nicht richtig läuft. Er lacht und meint, „la chaleur“, die Hitze – in dieser Jahreszeit müsse man es vor 20 Uhr gar nicht erst versuchen. Jetzt warte ich etwas ungeduldig auf den Abend!

Von den jungen Schreibern werde ich gerufen, es seien Frauen von der Caritas zu Besuch im Kloster. Ich bin überrascht, als plötzlich zwei sympathische Österreicherinnen mit einer schwarzen Ordensschwester bei uns auftauchen. Leider müssen sie alsbald weiter und haben nicht viel Zeit, aber sie berichten, dass sie im Auftrag der Caritas Österreich unterwegs seien, die sich stark in Burkina Faso engagiere. Diese Häuser hier, die von den Franziskanern benutzt werden, seien beispielsweise von einer Pfarrei aus Österreich gesponsert worden. Es tue gut zu sehen, dass bei jedem ihrer Besuche wieder etwas Neues dazugekommen sei und alles so gut instand gehalten werde, was leider nicht überall der Fall sei. Besonders der hübsche Garten gefalle ihnen, das sehe man sonst praktisch nirgends. Wir kämpfen auch wirklich hart um diese paar grünen Büsche und die wenigen weißen Blumen! Täglich bekommen sie mehrfach Wasser, das aber fast schneller versickert und verdunstet, als es ausgegossen werden kann. Gestern versuchten wir etwas Pflanzenerde für den Garten zu bekommen, was aber aussichtslos war ...

Beim Abendessen erzählt Bruder Raphael, dass dank der Caritas wieder zehn große Säcke Hirse für die Ärmere bereitgestellt worden seien, die aber niemand abholen könne. „Wir haben kein Auto, und der Eselwagen des Katechisten fährt nicht mehr, weil sein Esel vorgestern an einem Skorpionstich gestorben ist. Im gleichen Atemzug erzählte der Mann übrigens, dass er eben in seiner Dusche einen Skorpion getötet hat.“ Vorsicht sei geboten, fährt Bruder Raphael fort. Auch wenn Skorpione nicht tödlich für Menschen sind, solle man den Stich doch gut abbinden, damit das Gift nicht in den Blutkreislauf gelange. Dann müsse man neben dem Einstich die Haut einschneiden und traditionelle Medizin drauf tröpfeln. Hoffentlich habe ich kein solches Tier bei mir im Schlafzimmer oder in der Dusche. Jesus hat zwar seinen Jüngern die Vollmacht gegeben, über Skorpione zu gehen, aber ausprobieren will ich es heute lieber nicht!

### **Gute Werke (16. März 2006)**

Morgens um 5 Uhr erwache ich, richtig zornig. Es ist eine Art heiliger Zorn, und schnell wird mir klar, dass ich aus einem heftigen Traum erwacht bin. In dem Traum stand ich einer Firmklasse gegenüber, der ich über das Sakrament des Altares und über das Gebet der Stille etwas beibringen sollte. Aber die etwa 14- bis 16-jährigen Schüler kamen zu spät, redeten miteinander oder lenkten die wenigen ab, die noch Interesse zeigten. Ich versuchte, die Schüler mit verschiedensten Strategien zu erreichen, was mir bis dahin immer irgendwie gelungen war, aber diesmal hatte ich keine Chance. Da spürte ich, wie ein riesiger Zorn über mich kam und ich mit einer gewaltigen Stimme die Jugendlichen anbrüllte und dabei von Afrika berichtete, von den Katechumenen und Jugendlichen, die dankbar für Schule und Kirche sind. Einige wurden aufmerksam, andere machten sich weiter lustig. Da holte ich zwei Kisten Bier und sagte: „Schaut, ich bin jetzt ein Teufel: Wer will, darf sich zwei oder drei Bier nehmen und gehen. Für die anderen werde ich ein Engel sein und ihnen eine Tür zum Glauben aufzeigen.“ Die anwesende Katechetin war völlig entsetzt über meine Methode. Da erwachte ich. Durch diesen Traum ist mit einmal mehr bewusst geworden, wie gefährlich die Lage für unsere Wohlstandskinder in Westeuropa ist: Sie werden von den vielen Angeboten überfüttert und spüren nicht mehr den Hunger nach Gott; ihre Seelen fallen dem Wohlstandsaussatz „Sucht“ zu Opfer und können sich davon kaum mehr erholen. Dies erlebe ich so oft in meiner Arbeit mit Drogenabhängigen. Eines steht fest: Afrika arbeitet in meiner Seele wie strenge Exerzitien!

Dirket nach dem Frühstück geht es an die Arbeit. Wir wollen mit dem Blechdach beginnen, bevor die große Hitze kommt. Als ich sehe, dass die Lehrlinge gut ohne mich zurechtkommen, setze ich mich nochmals an den Computer. Und tatsächlich bringe ich ihn heute so zum Laufen, dass ich endlich Filme schneiden und auch speichern kann. Beim Schneiden kommen mir viele Erinnerungen, die unter der dauernden Fülle neuer Eindrücke schon fast vergessen waren ...

An unserem Mittagstisch sitzt der Elektriker, ein Freund von Bruder Maurice. Auf die Frage wie tief die Leitungen hier normalerweise in die Erde eingegraben würden, meint der Mann, einen Meter etwa, aber hier sei das etwas anderes, da reichten schon zehn Zentimeter, da der Boden steinhart sei. (Es sind womöglich nur unsere Schweizer Elektriker, die Vorschriften wirklich einhalten ...) Aber das System zur Erdung des Stroms macht wirklich Eindruck: Da wird ein Loch von etwa einem Meter Tiefe gegraben, dann kommt eine Kupfersonde von nochmals anderthalb Meter in die Erde, und danach wird darüber ein Baum gepflanzt, dessen Wurzeln immer feucht gehalten werden müssen, bis der Baum genug Wurzeln hat. So kann der Strom genügend „Erde“ finden!

Maurice sagt, dass die Holzbearbeitungsmaschine bis zum Abend da sein wird. Ich lache: „Ich glaube in solchen Dingen nur das, was ich sehe!“ Jemand meint, man müsse nicht nur glauben, sondern auch handeln. Aber gute Werke mit einer falschen Grundhaltung sind auch tote Werke. Wer mit einer falschen Herzenshaltung Gutes tut, erwartet bewusst oder unbewusst Lob, Dank und Anerkennung. Und wehe, die bekommt er nicht. Jesus sagte: „Hütet euch, eure Gerechtigkeit vor den Menschen zur Schau zu stellen; sonst habt ihr keinen Lohn von eurem Vater im Himmel zu erwarten. Wenn du Almosen gibst, lass es also nicht vor dir herposaunen, wie es die Heuchler in den Synagogen und auf den Gassen tun, um von den Leuten gelobt zu werden. Amen, das sage ich euch: Sie haben ihren Lohn bereits erhalten. Wenn du Almosen gibst, soll deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte tut. Dein Almosen soll verborgen bleiben und dein Vater, der auch das Verborgene sieht, wird es dir vergelten.“ (Mt 6,1-4)

Einen Schatz im Himmel haben heißt, ein Herz besitzen, das jetzt schon in der Liebe gewachsen und gereift ist. So kann und will man aus Freude und ohne falsche Hintergedanken dem Leben dienen. Ich denke, eben dies meinte Luther, als er sagte: „Nur der Glaube zählt.“ Denn wer wirklich glaubt, der kann und will den Glauben leben, d. h. er will handeln mit der richtigen Gesinnung. Ein falsch verstandener katholischer Ansatz kann leicht zu einer Werkgerechtigkeit führen, also dem Denkfehler, wir könnten uns den Himmel durch gute Werke erkaufen, was auf eine Form der Selbsterlösung hinausläuft. Der Gedanke, zuerst etwas tun zu müssen, um von Gott geliebt und angenommen zu werden, steckt unglaublich tief in vielen Menschenherzen und prägt genau die falsche Grundhaltung, wenn es darum geht, gut zu handeln. Man denke an den Schwerverbrecher am Kreuz, der bereut und in seinem letzten Stündchen zu Jesus sagte: „Herr, sei mir Sünder gnädig.“ Und an Jesus Antwort: „Heute noch wirst du mit mir im Gottesreich sein.“

Nach dem Essen lege ich mich zur Siesta nieder und schlafe tief und lange. Gegen Abend sehe ich die jungen Schreiner draußen Fußball spielen. Ich staune aber nicht schlecht, als ein Lastwagen dann gegen 21 Uhr unsere Maschine bringt und die jungen Männer sogleich den Ball fallen lassen, um beim Ausladen zu helfen! Zum Glück ist es dunkel, denn die arme Maschine macht einen trostlosen, vergammelten und total verwahrlosten Eindruck. Dennoch stoßen wir auf die „neue“ alte Maschine an.

### **Maschinen und Reliquien (17. März 2006)**

„Heute wird Phönix aus der Asche auferstehen.“ Der Scherz drängt sich auf,, war unsere Maschine doch ein erbärmlicher Anblick, verstaubt und rostig. Wir werden sie putzen, ölen und schmieren, damit sie den ihr vorbestimmten Zweck erfüllen kann. Und so geht die Maschinenputzerei los, wobei Bruder Maurice verkündet, dass dies seine Sache sei. Mit einem Gemisch aus Wasser, Diesel und Waschmittel im Eimer beginnt er mit zwei

Lehrlingen, die Maschine auseinanderzuschrauben und zu reinigen. Ich mache mich also an andere Arbeiten.

Bei einer kurzen Pause erinnere ich mich an eine Schreinerarbeit, die ich einst in meiner Lehrzeit übernommen habe. Es ging um die Einfassung von Reliquien. Ich weiß, dass viele Menschen den Reliquienkult nicht nachvollziehen können, und auch habe erst vor einigen Jahren einen Zugang dazu gefunden. Von den ersten Reliquien wird in der Apostelgeschichte 19.11-12 berichtet. Da heißt es: ‚Auch ungewöhnliche Wunder tat Gott durch die Hand des Paulus. Sogar seine Schweiß- und Taschentücher nahm man ihm vom Körper weg und legte sie den Kranken auf; da wichen die Krankheiten, und die bösen Geister fuhren aus.‘ Bald schon trafen sich die ersten Christen an den Gräbern der ersten Märtyrer, um an deren jeweiligen Todestag dort die Eucharistie zu feiern. Als die Zahl der Christen immer größer und Friedhöfe als Versammlungsort somit unpraktisch wurden, entnahm man den Märtyrern Knochenstücke und legte sie unter die Tische, auf denen das Abendmahl gefeiert wurde. Irgendwann entstand so die Sitte, zu den Gebeinen der Heiligen zu wallfahren, da auch immer wieder Wunder an diesen Orten geschahen. Zuerst zählten nur die Märtyrer als Heilige, aber schon sehr bald kamen jene hinzu, die von Gott besonders gesegnet waren und Spuren der Liebe im Volk hinterlassen hatten, weit über ihren Tod hinaus. Die Heiligen wurden auch unter kommerziellen Gesichtspunkten wichtig, denn wo Heilige begraben waren, dorthin strömten die Pilger – und Pilgerströme bringen Geld mit sich. Interessant ist auch der Aspekt der Macht: So soll der Thron von Kaiser Karl dem Großen geradezu mit Reliquien angefüllt gewesen sein, denn die Heiligen dürfen mit Jesus herrschen, und da der Kaiser seine Macht als von Gott gegeben definierte, herrschte er in Gemeinschaft mit den Heiligen. So wurde es symbolisiert.

Die Reliquienverehrung entspricht einem natürlichen Bedürfnis des Menschen, dem Respekt, der Ehrfurcht vor der Person des Verehrten. Reliquien werden deshalb für Segnungen verwendet: Der Heilige, dessen Reliquie auf diese Weise verehrt wird, ist bei Gott und soll für die Gläubigen Fürbitte halten. Nach meinem Empfinden hat bei der Entstehung des Reliquienkultes wohl auch ein gewisser esoterischer oder magischer Glauben mitgespielt. Man versprach sich, ein Stück Himmel in den Händen zu halten, wenn man eine Reliquie besaß. Denn wenn ein Mensch ganz vom Heiligen Geist erfüllt ist, so der Gedankengang, wird auch sein sterblicher Körper davon durchdrungen, und jeder, der sich voller Glauben einer Reliquie öffnet, kann auch durch sie himmlische Segnungen erlangen. Ich freue mich jedenfalls immer auf die Wallfahrtsmesse zum heiligen Otmar, die jeden Mittwochmorgen um 8 Uhr auf unserer Insel Werd stattfindet. Am Schluss der Messe reiche ich die wunderschön gefasste Reliquie des heiligen Otmars den Gläubigen zur Verehrung. Die einen legen mit viel Andacht ihren Zeigfinger auf das Knöchelchen, das hinter einer kleinen Glasscheibe ruht, andere küssen es

Als wir die Maschine später wieder zusammengebaut haben und provisorisch an den Strom hängen, bin ich hellauf begeistert: Tatsächlich, sie läuft, und das mit angenehm surrendem Motorengeräusch. Aber es fehlen noch etliche Teile, und so sind wir noch lange nicht am Ziel. Für heute aber reicht es, wir machen uns fertig für den Freitagskreuzweg. Der Freitagskreuzweg ist ein unglaublich eindrückliches Erlebnis. Zwischen Hunderten von Afrikanern folge ich den Kreuzwegstationen und bin dabei umringt von vielen staubbedeckten und oft auch schmutzigen Kindern, die mir immer wieder scheue Blicke zuwerfen oder mich anlächeln. Ich bin selbst überrascht, wie viel Liebe ich zu diesen mir doch sehr fremden Menschen empfinde! Nach dem Kreuzweg schütteln mir wieder viele die Hand. Dann kommen die Kinder und wollen alle ein Kreuzchen, heute werde ich von den vielen Kindern beinahe erdrückt. Sie versuchen, mir in ihrer Sprache das Ave-Maria beizubringen, aber ich kriege die komplizierten Laute kaum über die Lippen.

#### **Keine Hilfe vom heiligen Ginepro (18. März 2006)**

Heute ist meine Arbeit am Computer fast vergebens. Er hat sich aus mir unbekanntem Gründen immer wieder aufgehängt. Der heilige Ginepro, den wir in einem franziskanischen Grüppchen als Schutzheiligen für unkonventionelle Lösungen verehren, besonders wenn es um Computer geht, hat zwar nicht verhindert, dass das Programm stehen bleibt, mir aber ein gelassenes Herz geschenkt, so dass ich keine Energie an den Ärger verliere. Dennoch wird schließlich der kleine Kurzfilm fertig. Zwischendurch helfe ich draußen beim Betonieren des Sockels, die jungen Männer legen sich mächtig ins Zeug. Nachdem wir unser Tagewerk geschafft haben, schauen wir alle gemeinsam den Film an. Es gibt ein großes Hallo, die Jungs jauchzen vor Freude.

Den etwas kühleren Abend genieße ich bei Whisky mit Eis. Ich komme nochmals auf meinen Gedanken, einen Verein zu gründen. Es muss ein Geben und Nehmen entstehen, meine ich. Von daheim kann man sicher auf finanzielle und auch materielle Unterstützung hoffen, vielleicht kommt auch einmal ein Team, um eine Schulung durchzuführen. Die Ressourcen hier in Korsimoro dagegen sind geistiger Natur. Wenn wir etwa einen Gebetsdienst aufbauen könnten, wo sozusagen ein „Gebetspate“ hier ein Jahr oder einen bestimmten Zeitraum lang für den Herr Müller oder die Frau Maier betet?

#### **Der Sinn des Lebens und die Freuden einer Autofahrt (19. März 2006)**

Heute vor dem Morgengebet fällt mein Blick auf das Büchlein „Der träumende Delphin“, das eine Freundin mir vor einiger Zeit gegeben hat. Darin geht es um die Suche nach der optimalen Welle. Ein Delphin folgt seinem Traum oder seiner Vision und findet zum Schluss des Buches die wunderbarste Welle, in der sich Himmel und Meer berühren. So verspürt



wohl mancher eine ehrliche Sehnsucht nach Sinn, der Vision für den aktuellen Lebensabschnitt. Ich nehme dieses Anliegen der Menschen in das Morgengebet hinein.

Viele Menschen suchen eine Lebensvision oder fragen danach, was Gott von ihnen möchte. Sie meinen, es sei in erster Linie ein Werk, eine Arbeit oder ein Projekt. Aber darin besteht der Lebenssinn nicht. Werke, Arbeit und Projekte sind auch wichtig, sogar sehr wichtig, aber der Christ findet seinen Sinn und seine Erfüllung zuerst in Christus. Es geht darum, Jesus mit ganzem Herzen kennen zu lernen, indem wir die Bibel lesen und auch in der Glaubensgemeinschaft wachsen; indem wir uns über Jesus und das Reich Gottes austauschen, uns gegenseitig ermahnen und motivieren, auf dem Weg Jesu zu gehen und so auch aus dem 2.000-jährigen Glaubensschatz der Kirche zu schöpfen lernen. Sicher war und ist für mich der kontemplative Weg ein wesentlicher Schlüssel, um tiefer in das Geheimnis Gottes hineinzuwachsen. Jesus hat dies in schlichte Worte gefasst: „Euch aber muss es zuerst um sein [Gottes] Reich und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben.“ (Mt, 6,33) Essen, Kleider, Arbeit, Anerkennung – einfach alles, aber es muss uns zuerst um das Reich Gottes gehen, d. h. wir sollen uns bemühen, den dreieinigen Gott persönlich kennen zu lernen und ihn in uns wohnen lassen. Wer sich auf diesen Weg der Wahrheit und des Lebens begibt, wird sich tiefer erfahren, wird Wandlung erleben, wird lieben lernen und ein unglaublich dankbares Glied am Leib Jesu sein. Der Leib Jesu wird wiederum in der Kirche sichtbar.“

In diesem Zusammenhang denke ich auch an all die Gottsucher, die sich nie richtig auf die Kirche und ihre Mitmenschen einlassen können. Die meisten von ihnen erleiden spirituellen oder auch seelischen Schiffbruch, werden krank oder verlieren den Glauben wieder. Auch mir selbst fällt es oft schwer, zuerst Gott zu dienen und dann erst meinen Projekten. Es ist für mich oft einfacher, mit den Lippen zu beten oder gefühlvoll Jesuslieder zu singen als einfach in der Stille mit der ganzen Aufmerksamkeit bei Gott zu bleiben. So versuche ich täglich, wenigstens eine halbe oder eine ganze Stunde in nackter Stille zu verharren. Einfach da zu sein, nicht meinen Gedanken oder Ideen zu folgen, immer wieder in den heiligen Namen Christus Jesus hineinzuhorchen. Denn in ihm ist die ganze Fülle des Lebens zu finden, lehrt uns die Bibel. Nie hätte ich geglaubt, dass mir diese Fülle in der Kargheit des Daseins, im Nichts-Erleben, im Loslassen der Gedanken, im hellwachen Nichtstun sanft entgegenzuströmen beginnt!

Die Kirche platzt heute aus allen Nähten, auch außerhalb der Kirche sitzen noch etliche Gläubige. Die Katechumenen werden mit dem Glaubensbekenntnis vertraut gemacht. Nach einer Predigt über das lebendige Wasser, das Jesus uns schenkte, spricht Bruder Raphael das Credo, das den ersten Christen auch als geheimes Passwort diente. Besonders in der Zeit der Christenverfolgung war dies wichtig, um sich untereinander erkennen zu können. Wenn jemand auf einen Satz aus dem Glaubensbekenntnis mit dem darauf

folgenden antworten konnte, wusste man, dass es ein Bruder, eine Schwester ist, denen man vertrauen konnte. Nach dem sehr lebhaften zweistündigen Gottesdienst werden mir wieder viele bittende Hände entgegengestreckt, alle wollen ein Kreuzchen. Ich mache einige und gehe dann zurück zum Kloster. Plötzlich steht das kleine Mädchen, das mir schon am ersten Tag beim Kreuzweg aufgefallen ist, vor mir im Kloster. Es ist sehr feingliedrig und scheint noch schwärzer zu sein als die anderen Kinder. Das Mädchen hat ein ernstes Gesicht mit großen, nicht ganz klaren Augen. Es spricht kein Wort Französisch, aber ein anderes Kind kommt uns zu Hilfe. Sie heiße Rasmata, möchte ein Kreuzchen und würde sehr gerne zur Schule gehen, sie sei auch noch nicht getauft, lässt sie mir sagen. Worauf ich antworte, dass Jesus Kinder ganz besonders liebt, denn ihnen gehört das Himmelreich. Ich bastle ihr ein Kreuzchen und zeige ihr dann, wie ich mit meiner langen Zunge bis zur Nasenspitze reichen kann – prompt fliegt ein Lächeln über ihr Gesicht. Ich hatte schon bemerkt, dass Rasmata bei jedem Gottesdienst oder Kreuzweg meine Nähe gesucht hat, sehr diskret, fast etwas scheu. Ich spreche einen Segen mit vielen Symbolen, als ich für sie bete. Damit ihr ein Herz voller Liebe geschenkt werde, zeichne ich ihr noch ein großes Herz auf die Kinderbrust und kitzele sie etwas, dann noch ein Kreuz auf die Stirn, und schließlich gebe ich ihr das Kreuzchen. Den Lohn bekomme ich sofort: ein großes Lächeln auf dem Gesicht eines Kindes, das sonst wohl nicht allzu viel zu lachen hat. „Wenn du magst, spreche ich mit deinen Eltern und zahle dir das Schulgeld, nächsten Sonntag werden wir schauen“, verspreche ich ihr.

Dann machen Maurice und ich, uns auf den Weg zur Grenze nach Togo, in die Stadt Dapango (auch Dapaoung genannt). Jean-Baptiste, einer der Schreinerlehrlinge, darf uns begleiten; hat mich gefragt, ob ich ihm Geld für seinen Personalausweis geben könne, der sei fertig und müsse nur noch in Togo abgeholt werden. So werden Reisen mit allen möglichen und unmöglichen Dingen verknüpft. Ich spreche einen Reisesegen, und los geht's. Trotz der offenen Fenster sind es schon über 40 Grad im Auto – und ich habe den Fensterplatz in der vollen Sonne erwischt. Hoffentlich hält der 19 Jahre alte Toyota die lange Strecke durch ... Wie groß dieses steppenartige Gebiet ist, weiß ich nicht, aber wir sausen schon mehrere Stunden durch diese scheinbar endlos weite Ebene. Die Hauptstraße von Ouaga nach Togo ist für afrikanische Verhältnisse in sehr gutem Zustand, und Bruder Maurice fhrt mit über 100 Stundenkilometern durch die Hitze. Manchmal rast er über eine Bodenwelle, dass die alten Achsen laut auf den Boden aufschlagen, aber sofort lacht Bruder Maurice sein entwaffnendes Lachen. Immer wenn es heikle Situationen gibt, kommt dieses herzhaftes Lachen von ihm. Und schon wieder: Laut hupend macht er plötzlich eine Vollbremsung. Gerade noch ist er einer Ziege ausgewichen, es haben nur wenige Zentimeter gefehlt, und wir hätten den Brüdern in Togo ein Geschenk mitbringen können. Bruder Maurice lacht. Es gibt nicht sehr viel Verkehr, aber der halsbrecherische Fahrstil vieler

Afrikaner und der fast chronische Gebrauch der Hupe halten mir doch immer wieder unsere Vergänglichkeit vor Augen ... Wir überholen einen komplett überladenen Kleinbus voller Menschen. Auf dem Dach türmt sich mannshoch das Gepäck, an dem sich noch mehr Leute festklammern. Am Straßenrand liegt ein umgekippter Sattelschlepper. Inzwischen sind die Straßen bedeutend schlechter geworden. Auf den staubigen Holperpisten wird das Vorankommen viel schwieriger. Wegen des Staubes haben wir die Fenster jetzt geschlossen, der Schweiß läuft in Bächen an uns herunter. Schon bald kommt wieder ein Stück geteerte Straße, wir können die Fenster wieder öffnen und finden im Fahrtwind wenigstens etwas Kühlung. Von Zeit zu Zeit passieren wir Dörfer mit Hütten und vielen Strohmatten, in deren Schatten man traditionelles Bier trinken kann. Dann wieder Steppe und dazwischen die hübschen kleinen „Bauernhöfe“ mit ihren einstöckigen Rundbauten, den Strohdächern und den roten, ungebrannten Lehmziegelmauern. Davor stehen meist ein Esel, einige Ziegen oder magere Kühe, die Schutz im Schatten der größeren Bäume suchen. Bisweilen sieht man auch einen wunderschönen Affenbrotbaum. Zurzeit tragen sie keine Blätter, und mit ihren riesigen Baumstämmen sehen sie aus wie gewaltige Steppenriesen, die in der Sonne auf jemanden warten. Zwischen ihnen kommen Termitenhügel zum Vorschein, kleine oder auch größere, bis zu eineinhalb Meter hoch.

Diese karge und doch bezaubernde Landschaft zu erleben, stimmt mich unglaublich dankbar. So sitze ich hinten im Auto und bete dankerfüllt den Rosenkranz. Natürlich bete ich auch darum, dass wir heil ankommen. Während des Gebetes muss ich an viele gute Freunde und Freundinnen in der Schweiz denken. Durch eine erneute Vollbremsung werde ich aus meinen Gedanken gerissen: Diesmal tritt ein gewaltiger Stier über die Straße, und schon kommt das entwaffnende Gelächter von Bruder Maurice. Dann gibt er erneut Vollgas, ich habe den Eindruck, er holt aus dem alten Toyota Carina heraus, was er nur kann. Tatsächlich aber kommen wir gesund an unserem Ziel an. „Deo gratias“, stöhne ich, als wir das Noviziatskloster in Dapango erreichen. Die Brüder nehmen uns sehr herzlich auf, und ich bin froh, als ich endlich unter einer lauwarmen Dusche stehe.

### **Fischen in Dapango (20. März 2006)**

Mit der Gemeinschaft von Dapango feiern wir heute das Fest des heiligen Josef, das dieses Jahr wegen des Sonntags vom 19. auf den 20. März verschoben wurde – Heiligen Feste verdrängen in der Regel nicht den Sonntag, der immer ein kleines Osterfest ist. Ich bin einmal mehr überrascht, wie das Morgengebet, die Meditation und das Feiern der heiligen Messe mir unglaublich viel Heimat vermitteln. Trotz der vielen neuen Brüder hier im Noviziatskloster fühle ich mich zuhause, auch wenn mir das feuchtheiße Klima etwas zu schaffen macht. Jean-Baptiste, Bruder Raphael und ich machen uns auf den Weg, um Brüder zu besuchen und an einem See zu angeln. So bekomme ich die ersten wilden

Flussperle zu Gesicht. Gleich neben dem See liegt ein vielleicht hundert Meter langes und sieben Meter breites Wasserloch, es ist voller Fische, die man jedoch im lehmigen Wasser nicht sieht. Bald zappeln die ersten Fänge am Haken, besonders Jean-Baptiste hat viel Anglerglück. Nach zwei Stunden Fischen haben wir sicher über fünf Kilo Fisch gefangen! Wenn ich ganz ehrlich bin – ich habe nicht einen einzigen dazu beigetragen. Aber Jean-Baptiste gibt mir seine Angelrute, als ein Fisch angebissen hat, und so kann auch ich noch einen Fisch an Land ziehen. Zum Schluss steigen wir selbst in das trübe, angenehm warme Wasser. Es dauert nicht lange, bis ich von allen Seiten von kleinen Fischen zärtlich angeknabbert werde.

Anschließend besuchen wir drei Pfarreien. Überall kennen die Leute Bruder Raphael, und die herzliche Art und Weise, mit der sie ihn begrüßen, scheint mir nicht nur reine Höflichkeit zu sein. Nein, es ist echte Liebe, die uns da entgegenkommt. Immer wieder werden wir zu Hirsebieb eingeladen, und kaum sitzen wir in den „Bierzelten“, eilen etliche Menschen herbei, um uns zu begrüßen. Ich weiß nicht, wie viele Dutzende Hände ich da schüttelte. In einer abgelegenen Pfarrei treffen wir einen sehr originellen Mitbruder, dessen Kirche mitten in einem islamischen Gebiet steht. Er ist ein riesiger, bärtiger Pole mit kräftigem Bauch. Vor seinem Häuschen hält er einen sprechenden Papagei, ein Krokodil und eine Schlange. Sein deutscher Schäferhund ist seit einem Überfall auf einem Auge blind. Ich höre auch einige traurige Geschichten aus Zeiten bürgerkriegsähnlicher Zustände 1990, deren Wunden hier noch nicht verheilt sind. So hatte auch Bruder Raphael schon das Gewehr an der Schläfe, aber im letzten Moment gelang es ihm seine Henker davon zu überzeugen, dass er einen Gefangenen austausch organisieren könne. Dazu musste er längere Zeit mit Gefangenen hin- und herfahren. Leider – oder zum Glück – verstehe ich vieles nicht ...

Die zahlreichen Menschen jedoch, die mir jetzt begegnen, bringen mir unglaublich viel Herzlichkeit und Respekt entgegen. Auch wenn viele von ihnen vom harten Leben im Busch gezeichnet sind und zudem kaum eine medizinische Grundversorgung genießen, lassen sie es an sanfter Liebe nicht mangeln. Eine Liebe, die einen so annimmt, wie man ist. Ich weiß nicht, ob das die Früchte dessen sind, was Bruder Raphael vor Jahren hier gesät hat oder ob es eine afrikanische Grundhaltung ist. Als ich ihn danach frage, meint Bruder Raphael nur: „Wie du in den Wald hinein rufst, so schallt es wieder heraus.“ Und es stimmt – seit ich von den lästigen Straßenhändlern belagert worden bin, habe ich begriffen, dass die Grundhaltung einer respektvollen, liebevollen Anerkennung viel weniger Kraft kostet als ein Sich-Abschotten. Oft reicht ein freundliches Hallo, ein lieber Blick, und die Leute lassen einen wieder in Ruhe. Ein jeder Mensch hat das unbewusste Bedürfnis nach Anerkennung und möchte vor allem, dass ihm „besondere“ Menschen Respekt und Achtung erweisen. Weiße sind hier etwas so Seltenes, dass man schon aufgrund seiner Hautfarbe besonders

ist, auch wenn man sich selbst als ganz durchschnittlichen Menschen wahrnimmt. Bruder Raphael allerdings wird hier geradezu verehrt, ich denke, er hat im Krieg viel Gutes bewirkt, was die beiden ehemals verfeindeten Bevölkerungsgruppen der Kabyè und Éyé erinnern und zu schätzen wissen. Na, und als Mitbruder eines „Helden der Versöhnung“ ist man natürlich auch etwas Besonderes! Es tut gut zu sehen, wie er gerade mit den älteren Frauen, die er gut zu kennen scheint, herzhaft Spaß macht. Als dann noch seine „Freundin“ herbeiläuft, mir ihren Bauch entgegenstreckt und sagt: „Seit zehn Jahren ist hier das Kind von Bruder Raphael drin und will einfach nicht zur Welt kommen!“, lachen alle herzlich mit ihr. Bei ihrem fast frechen Lachen sieht man die wenigen im Mund verbliebenen Zahnstummel. Unter dem Tuch, das sie um den Kopf geschlungen hat, schauen etliche graue Löckchen hervor, ihr schwarzes Gesicht ist unbeschreiblich – voller Falten und Narben und doch so voller Leben! Besonders die zwei Augen strahlen einen Schalk aus, wie ich ihn hier noch nicht angetroffen habe. Ihre Ohringe sind aus zwei Cola-Büchsen-Deckeln gebastelt und ihre Armbanduhr ist ein Flaschendeckel an einem Schnürchen. Zum Abschied nimmt sie Raphael in die Arme und küsst ihn schmatzend auf die Wangen. Mit mir tut sie es gleich. Mir dünkt, die Jahre ihres Lebens, der Krieg, die verschiedenen Erfahrungen, die sie gemacht hat, haben sie an den Punkt kommen lassen, wo jedes verkrampte, tabuisierte, höfliche Verhalten nur Zeitverschwendung ist. Was zählt, ist Leben aus der inneren Quelle. Und die scheint bei dieser alten Frau reichlich und sehr humorvoll zu fließen!

Nach vielen weiteren Begegnungen kehren wir ins Noviziatskloster zurück. Es gibt ein großes Hallo, als wir unseren Fischfang zeigen, wobei ich mir allerdings wie Petrus vorkomme, der auch keinen einzigen Fisch gefangen hat. Zum Abendessen werden unsere Fische aufgetragen, dazu gibt es ein Glas Wein anlässlich des Joseffestes.

#### **Viele Ideen für weitere Hilfsprojekte in Togo (21. März 2006)**

Frühlingsanfang. In der Schweiz herrschen Temperaturen um den Gefrierpunkt, und bei uns ist es morgens um 6 Uhr bereits so warm, dass man schon in der Unterwäsche zu schwitzen beginnt. In der Frühmesse beten wir für den Provinzvikar, der diese Nacht an Leberkrebs gestorben ist. Besonders der Provinzial, Bruder Richard, scheint sehr erschüttert vom Tod des 47-jährigen Mitbruders. Er muss ein sehr schlichter und kompetenter Mitbruder gewesen sein, sein Tod stellt offensichtlich einen großen Verlust für die Provinz dar. Bruder Richard bittet mich in sein Büro und fragt, ob ich vielleicht acht Habite für die Brüder anfertigen könne, es seien sechs Novizen und zwei Ewigprofessen, die bis zum Sommer Kutten bräuchten. „Gut, wenn du mir eine Nähmaschine, Stoff, Faden, Schnittmuster und die Größen der Brüder besorgst, lässt sich das sicher machen“, antworte ich. Er lacht, denn Stoff gibt es nur in sechshundert Kilometern Entfernung, und die betreffenden Brüder sind übers Land verteilt. Vielleicht kann Bruder Mariano aus der Schweiz nach Afrika kommen und einem ansässigen Bruder das Habitschneidern beibringen, überlege ich mir. Dann sprechen

wir über weitere mögliche Projekte: Eine kleine Schreinerei sollte es geben, um Menschen vor Ort im Handwerk auszubilden, dann wäre die Kirchgemeinde zu unterstützen, mit Fahrzeugen und sicher auch mit einer Kirchenglocke. Für die Brüder wäre eine kleine Kapelle notwendig und ebenso gern würden wir eine kleine Bibliothek mit Internetcafé ermöglichen. Natürlich ist noch vieles andere erforderlich, etwa eine medizinische Versorgung. Die Projekte, so überlegen wir, sollten von Brüdern vor Ort betreut werden, was auch politische Gründe hat: Die amerikanische Caritas beispielsweise wollte bei der letzten Hungersnot nur mit der Kirche zusammenarbeiten, da ihnen die Staatsstrukturen zu korrupt waren. Das altbekannte Problem war dann, dass es vor Ort an geländegängigen Fahrzeugen mangelte und die gespendeten Lebensmittel nicht zu den hungernden Menschen aufs Land gebracht werden konnten. Private Transporteure wären zu teuer gewesen. So gesehen ist es wirklich wichtig, dass die Mission auch entsprechende Fahrzeuge erhält. Ich denke, das Projekt Korsimoro könnte funktionieren, wenn es nicht eine einmalige Hilfe wäre, die dann bald wieder im Sande verlaufen und versiegen würde. Vielmehr geht es darum, eine Pflanzung anzulegen, also Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten. Dies wiederum setzt voraus, dass Menschen vor Ort sind, die die Projekte betreuen und den Einheimischen das Wissen und die nötige Selbstverantwortung vermitteln. Wir einigen uns darauf, dass Bruder Richard unserem Kustos eine E-Mail schicken und ihn bitten wird, mich an diesem Projekt zu beteiligen.

Unser altes Auto ist wieder reif für die Reparatur. Ein Mitbruder ist Mechaniker und arbeitet in einer Autowerkstatt. Eine Autowerkstatt in unserem Sinn ist es nicht gerade, sie sieht mehr aus wie ein Schrottplatz. Sofort machen sich vier junge Afrikaner fleißig wie Bienen am Motor zu schaffen. Nebst dem zu ersetzenden kreischenden Keilriemen will ich noch sechs neue Reifen kaufen, vier für die Brüder von Korsimoro und zwei für die Brüder von Nadjoundi. Die Ernüchterung kommt auf der Bank: Man kennt hier weder American Express noch Travellerschecks. Meine Bargeldvorräte, 300 Schweizer Franken, reichen höchstens für vier Reifen. Aber die Brüder sind auch damit sehr zufrieden.

Heute Abend will ich den Brüdern Fondue aus der Schweiz kochen, dazu gehen wir noch Weißwein und Brot einkaufen. Trotz der Fastenzeit erstehe ich außerdem eine gute Flasche Whisky. Der Bruder Ökonom, zuständig für die Finanzen des Klosters, strahlt und sagt, außer ein paar Flaschen Bier und Wein gebe es schon länger keinen richtigen Alkohol im Kloster. Als er mir berichtet, dass er am Monatsende meist nicht wisse, wovon er die verschiedenen Rechnungen bezahlen soll, wird mir klar, wie knapp hier alles ist. Sicher, die Lebensfreude hängt nicht am Geld, versichert er mir, und die Brüder haben viel Verständnis, wenn mal was fehle, weil viele von ihnen aus sehr armen Verhältnissen kommen, aber es sei nicht einfach, hier als Ökonom zu arbeiten.

Während ich mit ihm spreche, kommt ein ärmlich aussehender Afrikaner zu uns und beginnt, uns seine Geschichte zu erzählen. Er ist Baumwollanbauer und zweimal hat er für seine Baumwollernte keinen Lohn erhalten. Die Baumwolle wurde abgeholt, das Geld aber kam nie bei ihm an. Jetzt habe er einen kleinen Imbissstand und verdiene 500 bis 1.000 CFA-Francs pro Tag, was ungefähr ein bis zwei Schweizer Franken entspricht. Anstatt verbittert über den entgangenen Lohn zu sein, zeigt er sich dankbar dafür, einen Weg gefunden zu haben, seine Familie zu ernähren. Ich zeichne seine Geschichte auf Video auf und zeige ihm hinterher die Aufnahme. Er ist offensichtlich sehr zufrieden, dass jemand seine Geschichte ernst nimmt. Bevor wir uns verabschieden, gebe ich ihm 5.000 CFA-Francs, also ungefähr 10 Schweizer Franken, denn wenn ein so armer Mann schon bereit ist, vor der Kamera für uns zu sprechen, soll er wenigstens etwas dafür bekommen.

Das Abendessen ist dann ein echter Höhepunkt: ich bereite das Fondue, dazu gibt es kühlen Weißwein. Die Brüder sind begeistert vom Schweizer Fondue, auch die Flasche Whisky wird schnell entdeckt und dankbar genossen. Es werden Witze erzählt, die Unterhaltung plätschert angenehm vor sich hin, es ist ein wirklich toller Männerabend. Irgendwie kommen wir noch auf das Internet zu sprechen. Sofort melden sich einige Brüder, die gerne eine Webseite haben würden. Da der Ökonom des Klosters einen funktionierenden Laptop mit Internetanschluss besitzt, können wir gleich nach dem brüderlichen Zusammensein noch einige Webseiten basteln. Es ist eine Freude, mit wie viel Elan noch bis kurz vor Mitternacht gearbeitet wird. Ich gebe eine kurze Einführung ins Kreieren von Webseiten und schliesse mit der Ermahnung: „Es liegt jetzt an euch, Informationen in die Welt hinauszutragen. Nur wenn ihr euer Licht nicht unter den Scheffel stellt, wird es von der Welt gesehen. Ich bin überzeugt, dass es viele Menschen gibt, die euch unterstützen möchten. Es sind so viele, die Gutes tun wollen und nur nach guten Projekten Ausschau halten, um diese zu unterstützen. Gebt doch all diesen Menschen eine Chance!“

### **Rundgang durch die franziskanische Mission in Nadjoundi (22. März 2006)**

Das Fondue liegt schwer im Magen und wohl auch der Wein, die Hitze ist zum Davonlaufen. Es ist 1 Uhr morgens, ich war schon zweimal unter der Dusche. Das Wasser wird nicht mehr kalt, es kommt beinahe heiß aus der Brause. Von draußen dringt ein ständiges Getrommel an meine Ohren. Gestern schon sind Leute mit Trommeln durch die Straßen gezogen, es ist offenbar eine wichtige Person hier in Dapango gestorben, die auf diese Weise verabschiedet wird. So liege ich wach und versuche zu beten, was aber nicht so recht gelingen will ... Mir kommen die vielen hübschen Vögel in den Sinn. Gestern flogen zur hellen Freude der Brüder zwei ganz kleine Vögelchen eine Weile im Refektorium umher, und täglich kommen die verschiedensten Vögel zum Stein mit dem Weihwasser und trinken davon. Oh, und mir läuft der Schweiß nur so herab. Am liebsten würde ich aus der Haut schlüpfen. Dies hier sind

genau die Stunden, in denen ich mich öfters frage, warum ich in dieses Afrika reisen musste? Ich werde wohl nochmals duschen gehen.

Anscheinend haben die Brüder ähnlich schlecht geschlafen. Beim Frühstück sagen auch sie, es sei eine unglaublich warme Nacht gewesen. Bruder Richard verabschiedet sich, da er zur Beerdigung von Bruder Josef reisen muss. Er wird heute alleine über 600 Kilometer durch die Steppe fahren. Wir machen uns unterdessen auf den Weg Nadjoundi in Togo. Hier hat Bruder Benedikt, mein Mitbruder auf der Klosterinsel Werd, seinerzeit die Mission aufgebaut, und ich bin wirklich gespannt, was uns dort nach all den Jahren erwartet. Es ist wieder einer dieser Tage, die einen an der Hitze verzweifeln lassen ...

Nadjoundi. Eine sehr holprige Straße führt hinunter zum Franziskanerkloster. Das Kloster in Art der Moba-Bauweise – einfache, runde Hütten – sieht aus wie zu Bruder Benedikts Zeiten, nur die Dächer sind nicht mehr mit Stroh, sondern mit Blech bedeckt. Der Guardian führt uns mit seinem Mitbruder, der hier Pfarrer ist, durch das Kloster und erklärt viele Details. Ich filme alles, besonders an Bruder Benedikt denkend: Die ersten Häuschen, die er damals bauen ließ, und vieles von dem, das seitdem dazugekommen ist, unter anderem die Wasseraufbereitungsanlage, die Brüderekapelle und die Garage, die erst kürzlich Türen bekam, weil Räuber daraus die Motorräder gestohlen hatten. Als wir zur Pfarrkirche kommen, die Benedikt noch bauen ließ, bevor er nach Europa zurückkehrte, übernimmt Bruder Josef die Führung und zeigt uns sichtlich stolz die Kirche, die Bildungshäuser, die Bibliothek, das große Taufbecken. Dann gehen wir weiter zur katholischen Schule, und wie in allen afrikanischen Schulen, die ich bisher gesehen habe, bin ich auch hier berührt von den vielen süßen Kindern und den einfachsten Mitteln, mit denen die Schule arbeitet. Die Kinder singen ein Lied eigens für mich. Anschließend zeige ich ihnen die Aufnahmen, die ich von ihrem kleinen Auftritt gemacht habe. Es ist unglaublich, wenn fünfzig Kinder vor Erregung kaum ruhig stehen können und doch ganz mucksmäuschenstill bleiben, um ja alles zu hören; wenn sie mit strahlenden Augen auf das kleine Kameradisplayschauen und vor Freude beinahe platzen, wenn sie sich selbst sehen!

Dann werden wir zum „Vieux“ gebracht, dem Dorfältesten oder Chef. Er sitzt in der Mitte des Dorfes unter einer Laube auf einem kleinen Stuhl, der unweigerlich an einen Thron erinnert. Der Chef ist so etwas wie der Dorfmittelpunkt, er gibt Rat, schlichtet Konflikte und begrüßt die Fremden. Er ist sichtlich gerührt, als ich ihm die Fotos und den Brief von Bruder Benedikt aus der Schweiz überreiche. Er sagt nicht sehr viel, außer: „Ach, Bruder Benedikt hat ja schon weiße Haare!“ Viele Kinder umringen ihn und sehen mir beim Filmen zu. Ich habe den Eindruck, dass sie den Chef lieben wie einen guten Großvater. Später führt der Chef uns zu den Schwestern. Im Sprechzimmer des Buschspitals, „Dispensaire“ genannt, stellt er uns Schwester Pilar vor. Sie sitzt umgeben von vielen Leuten und schreienden Kindern zwischen diversen Medikamentboxen, und ich habe beinahe Hemmungen, sie zu



stören bei der enormen Arbeit, die offensichtlich auf sie wartet. Aber sie freut sich sehr über die Grüße von Bruder Benedikt und die Uhren, die ich mitbringe. Die Fotos von Bruder Benedikt steckt sie gleich ein. Meiner Bitte, mich vor laufender Kamera durch das Buschspital zu führen, stimmt sie ohne Vorbehalte zu. Eine so unkomplizierte und herzliche Person wie diese Schwester habe ich selten erlebt. Das Kommentieren vor der Kamera kombiniert sie einfach mit einer Visite bei ihren vielen kleinen und großen Patienten, denen sie Mut zuspricht und viele Komplimente macht. Hier ist ein abgemagertes Mädchen, gerade erst aus einem mehrtägigen Koma erwacht, da ein Mädchen mit einem wirklich schlimmen, offenen Bein und dort viele Mütter und Väter mit ihren kranken Kindern. Mir ist unerklärlich, wie diese Hand voll FMM-Schwestern (Franziskanerinnen-Missionarinnen Mariens) das alles bei dieser Hitze bewältigen können – ich selbst werde schon fast ohnmächtig allein vom Zuschauen! Schwester Pilar meint, heute gebe es erstaunlich wenig Patienten, nun, ich habe eher den Eindruck, dass die Räume völlig überfüllt sind. Aber alles macht einen sehr ordentlichen Eindruck, und trotz der vielen Patienten scheint hier niemand wirklich verzweifelt zu sein. Die Schwester erzählt uns am Ende des Rundgangs noch von dem neuen, gerade anlaufenden Projekt, einer Präventivkampagne zum Thema Aids, die das Ziel hat, Kinder von HIV-infizierten Eltern zu schützen.

So beeindruckt wie diese FMM-Schwestern hat mich schon lange niemand mehr. Trotz der harten Aufgabe sind sie fröhliche, gesunde Frauen geblieben. Ich bin mir sicher, dass ein so professionell geleitetes Projekt keine finanziellen Sorgen kennt, denn mir ist eines klar geworden: Diejenigen, die sich wirklich für das Reich Gottes einsetzen, bekommen alles, was sie brauchen, und dies sogar in Fülle. Die anderen (auch Ordensleute), die eher kleinlich denken und mehr um sich selbst besorgt sind als um das Reich Gottes, leiden chronischen Mangel. Sie sehen immer nur das halb leere Glas und vergessen, dass das Glas gleichzeitig halb voll ist und man mit dieser Hälfte gut arbeiten könnte, anstatt die Zeit mit Jammern und Klagen zu vertun. So habe ich heute beide Sorten Ordensleute angetroffen. Jene, die glauben und zupacken und jene die nur reden und betten ohne wirklich zupacken zu wollen.

Ich frage mich natürlich, wie man mit diesen Klage- und Bettelbrüdern am besten umgehen sollte. Bei dem Bier, das Maurice ich anschließend miteinander trinken, kommen wir auf den Gebrauch von digitalen Werkzeugen zu sprechen. Und ja, jeder hier will gerne eine solche Ausrüstung mit Digitalkamera besitzen. Da platzt mir fast der Kragen und ich rufe: „Ihr sollt das Werkzeug zum Arbeiten haben, aber wenn ihr es nur besitzen wollt ...“ Ich lasse einige brüderlich-scharfe Worte folgen. Aber doch verstehe ich die Brüder nur zu gut – denn wer von uns möchte nicht auch einfach etwas besitzen, etwas für sich haben?

Während ich diese Zeilen schreibe, bildet sich eine regelrechte Schweißpfütze um mich herum. Ich komme mir vor wie in einer riesigen Sauna ohne Ausgang, und das soll in

den nächsten zwanzig Tagen, die ich hier verbringen werde, so bleiben, ja, es soll noch heißer werden! Am Abend telefoniere ich mit Bruder Benedikt in der Schweiz und berichte ihm die letzten Neuigkeiten von hier.

### **Fleißige Frauen, faule Männer (23. März 2006)**

Bruder Pierre, der mit Bruder Benedikt an diesem Ort vor vierzig Jahren seine Tätigkeit als Missionar begann, erzählt beim Frühstück von seiner Arbeit mit den Bienen. Wir erfahren, dass die Bienen hier nie kultiviert worden sind und deshalb nicht so viel Honig geben, dafür aber aggressiver sind. Sie werden sogar „Killerbienen“ genannt. Er arbeite jetzt nur noch nächtens mit den Bienen, da ihm einmal ein ganzer Bienenschwarm auf die Menschen am Markt losgegangen sei, woraufhin er beim Ältesten vorsprechen musste. Er selbst sei bei diesem Zwischenfall so zerstochen worden, dass er aus einem Auge nicht mehr sehen können und seine Unterlippe so angeschwollen war, dass sie viel größer als die eines Afrikaners war. Bruder Pierre zeigt mir dann seinen selbst gedrehten Super8-Film und lässt dazu eine alte rauschende Kassette mit den Originaltönen und seiner Stimme laufen, die alles kommentiert. Ich bin sehr beeindruckt von den Aufnahmen, die Alltagsszenen, Wildtiere, aber auch Orakel und Tieropfer der Moba zeigen, einer großen Ethnie in Burkina Faso. Ich bin so begeistert, dass ich ihn bitte, den Film digitalisieren und mit dem Ton der Kassette untermalen zu dürfen. Im Übrigen bin ich wirklich erstaunt, wie sehr die alten Missionare das Vertrauen der Bevölkerung gewonnen haben, denn sonst hätten sie nie die Erlaubnis bekommen, solcherlei Szenen zu filmen.

Ich weiß, dass viele Leute über die christliche Mission in den Drittweltländern schimpfen. Aber wenn ich sehe, wie die weißen Brüder mit den Einheimischen zusammenarbeiten, was sie leisten, werde ich sehr nachdenklich. So haben die Ordensleute hier die ersten Spitäler und Schulen aufgebaut, auch etliche andere Hilfestellungen gegeben. Die Frage ist: Inwieweit darf man diese Menschen in ihrer so ganz anderen Zeit belassen und inwieweit muss man ihnen unsere modernen Errungenschaften zur Verfügung stellen? Man hört immer wieder Leute sagen: „Lassen wir doch die Indianer und Ureinwohner bei ihrem Naturglauben“ usw. Doch machen sie sich nicht bewusst, dass auch hier in Afrika das technologische Zeitalter angebrochen ist. Alle Afrikaner, die ich kennen lerne, wollen Zugang zu den „neuen Gütern“ der Erde. Und wenn es nur ein Schweizer Taschenmesser ist, eine billige Armbanduhr, ein Fahrrad oder gar ein Moped. Wer bin ich, dass ich sagen dürfte, lassen wir sie in ihrer Welt, bei ihrem animistischen Glauben. Nein, es fordert schon, dieses Afrika, es fordert, genau hinzuschauen.

Nachdem ich Bruder Pierres Film fertig angeschaut habe, frage ich die Brüder, ob wir nicht mal zu einem Heiler gehen könnten, wie er im Film porträtiert wird. Sie blocken ab: Christen gehen nicht zu einem Heiler oder sollten es nicht. Ich will keine unnötige Diskussion

heraufbeschwören, bin aber etwas enttäuscht. Der Heiler im Film schien mir überdies ein weiser Mann zu sein. Folgender Satz ist mir in Erinnerung geblieben: „Gott hat uns eigentlich gegen jede Krankheit ein Heilkraut oder ein anderes Heilmittel geschenkt, nur kein Mittel gegen den Tod. So müssen wir lernen, dem Tod in die Augen zu schauen und können dann auch mutig mit ihm gehen, wenn der Tag da ist.“

Beim Gebet verspüre ich plötzlich das dringende Bedürfnis, nochmals zu den Schwestern zu fahren und ihnen anzubieten, kurze Filme für ihre Arbeit zum Thema HIV-Prävention zu drehen. Der Guardian leiht mir sein Auto mit Klimaanlage. Huch, das ist ein Riesengenuss – zwei Stunden bei nur 27 Grad! Die Schwestern freuen sich riesig über meinen Besuch, auch wenn ich den Wein vergessen habe. Der Vorschlag von Präventionsvideos findet große Resonanz. Ich will gleich an die Arbeit gehen, aber weil von den Schwestern niemand die Landessprache spricht, schlagen sie vor, erst mit den einheimischen Frauen den Film vorzubereiten und ihn später dann aufzuzeichnen. Wir einigen uns auf die Tage um den 29. März, denn dann gibt es hier eine Sonnenfinsternis, die eine erneute Anreise erst recht lohnenswert macht.

Zurück im Kloster erzählt Bruder Josef von einem Mann, der vor vielen Jahren bei den Brüdern als Boy begonnen habe. Seine Ehe sei gescheitert, Mann und Frau lebten jetzt getrennt, und er wisse nicht, ob das Unterhaltsgeld des Mannes die Frau und das Kind erreiche. Zudem arbeite die Frau sehr hart, während ihr Ex-Mann die meiste Zeit nur herumsitze. Dies sei übrigens bei den meisten Familien hier so. Darauf entgegne ich: „Nun, ich sehe ja auch, wie hart die Schwestern arbeiten, und verglichen mit uns Brüdern ...“ Alle lachen herzlich und leicht beschämt, denn wir wissen nur zu gut, was die Schwestern hier alles leisten. Das liege aber nicht an männlicher Faulheit, räume ich ein, sondern an der Erziehung. Nur den Mädchen werde schon früh beigebracht zu putzen, Wasser zu holen, zu waschen, zu kochen. Würden die Mütter ihre Söhne ähnlich hart anpacken lassen, würde ihnen das sicher schnell zur Gewohnheit werden. Ich erinnere mich gut, wie meine Schwestern zuhause stets darauf achteten, dass ich genauso viel im Haushalt half wie sie. Heute macht es mir sogar Freude, meinen Teil zum Haushalt beizutragen. Eine afrikanische Schwester ruft sofort, nein, so etwas sei hier unvorstellbar. Als wir gehen, nimmt sie mir die Tasche mit der Videokamera ab, um sie für mich zu tragen. Ich lache herzlich und sage: „Du willst wirklich mit allen Mitteln verhindern, dass wir Männer zu arbeiten lernen, oder?“ Sie begreift sofort und drückt die Tasche dem Pfarrer in die Hand. Ich muss wieder lachen und raune ihm zu: „So, heute beginnt auch für dich eine neue Zeit!“ Es ist jener Pfarrer, von dem ich den Eindruck hatte, dass er lieber bettelt und ein bisschen mit dem Auto herumfährt, als wirklich seinen Dienst zu versehen. Als er nochmals fragt, ob wir seine Pfarrei ein wenig unterstützen könnten, antworte ich: „Wenn ihr euch wirklich für das Reich Gottes einsetzt, wird auch genügend Geld fließen. Vielleicht könnt ihr den Schwestern helfen, mir scheint, in

der Klinik gibt es genug zu tun.“ Ich weiß, dass das nicht gerade die höfliche, diplomatische Umgangssprache ist, bin mir aber trotzdem nicht sicher, ob er mich wirklich verstanden hat.

Nun soll ich unbedingt noch im Verwaltungsgebäude der Diözese filmen gehen. Die Leute, die mich führen, tänzeln geradezu vor der Kamera hin und her, sie erzählen von der wichtigen Ausbildung der Katecheten und der Lehrer für die vielen neuen Schulen, die sie jedes Jahr eröffnen, da der Staat nichts mache. Ich bin froh, dass diese Aufgabe von der Kirche wahrgenommen wird, aber wenn ich den Geist, welcher die Schwestern umgibt, mit der Atmosphäre der bischöflichen Verwaltung vergleiche, ist mir sofort klar, wo ich lieber arbeiten würde. Dennoch bin ich höflich und lasse mir nicht anmerken, wie unwohl ich mich fühle. Ich bete, dass Gott diesen dunklen Verwaltungsgeist durch den liebenden Heiligen Geist austauschen möge.

Das Abendessen ist heute sehr romantisch, da wir es bei Kerzenlicht genießen. Die Stromversorgung ist einmal mehr zusammengebrochen.

#### **Rückreise nach Korsimoro (24. März 2006)**

Es wird gepackt – vieles, was man in Korsimoro nicht bekommen und hier besorgen konnte, wird mit auf die lange Heimreise genommen. Der Grenzübertritt ist ein Erlebnis für sich, fünfmal müssen wir irgendeine Formalität erledigen. Im Auto habe ich Zeit, meinen SMS-Verkehr der letzten Wochen in meinem Handy nachzulesen. Ich beantworte einige Nachrichten der Brüder, meiner Eltern, des Vorstands der Gassenarbeit und von Freunden. Ich hatte mich eigentlich entschieden, mein Handy ruhen zu lassen. Nun bin ich selbst überrascht, wie viel Liebe in solch kleinen Kurzmitteilungen stecken kann.

So sausen wir durch den Glutofen der Steppe von Burkina Faso, am Straßenrand immer wieder defekte oder verunglückte Autos und Lastwagen. Hoffentlich kommen wir heil an. Als wir für eine Erfrischung halten, steuern uns zwei junge Afrikanerinnen an, auf dem Kopf tragen sie in einer Schale einen ganzen Berg Mangos. Es sieht unglaublich graziös aus, wie die Frauen hier die verschiedensten Gegenstände auf ihren Köpfen transportieren. Wir kaufen einige Mangos und laden die Mädchen ein, etwas zu trinken. Ein bisschen scheu setzen sie sich an den Tisch neben uns. Bruder Maurice meint, das sei bestimmt das erste Mal, dass die Mangomädchen eingeladen wurden.

Auf der weiteren Fahrt sitze ich hinten im heißen Auto, höre etwas Musik und bete ...

#### **Gedanken zur Entstehung des Universums (25. März 2006)**

Wir sind zurück in Korsimoro. Heute, neun Monate vor Weihnachten, wird die Verkündigung des Herrn gefeiert. In der Kirche wird daher um 6 Uhr noch mehr gesungen als an den anderen Tagen, auch die Stimmung beim Frühstück ist schon sehr heiter. Es gibt sogar

Fleisch heute, denn wir feiern außerdem das Fest der hiesigen Franziskanerprovinz, „Fleischwerdung des Wortes“ genannt. Ein französischer Mitbruder, der für ein paar Tage zu Besuch ist, neckt uns Schweizer immer wieder mit verschiedenen Kleinigkeiten. Es ist ein liebevolles Necken, aber hat schon etwas von dem Stolz der „grande nation“, die sich wie selbstverständlich als etwas ganz Besonderes auf der Welt versteht. Als er uns dann mit seinem französischen Taschenmesser beeindrucken will, kann ich es mir nicht verkneifen, ihm mein letztes Schweizer Taschenmesser zu schenken. Mit vierzehn Klingen. Er ist mächtig beeindruckt.

Bald darauf setze ich mich an den Computer, um die Filme zu bearbeiten. Ich brauche Platz auf den Digitalbändern für das Projekt Präventionsfilme. So sitze ich in der Hitze, an die ich mich inzwischen recht gut gewöhnt habe, und hoffe, dass das Programm nicht wieder abstürzt – so gerne würde ich Bruder Pierre nächste Woche eine digitalisierte und vertonte Überarbeitung seines Filmes mitbringen.

Später notiere ich die Maße unserer Maschine und fotografiere sie. Eventuell nämlich fliege ich nach Ostern nochmals nach Ouaga und bringe Ersatzteile oder, sollte das nicht klappen, kann ich wenigstens ein Paket schicken.

Am Abend sitze ich mit einigen Brüdern unter dem eindrucksvollen Sternenhimmel. Wir philosophieren über die Größe des Universums und die verschiedenen Theorien von der Entstehung des Weltalls – zum Beispiel die jüdische Lehre, die vom „Zimzum“ Gottes spricht, nach welcher Gott die Schöpfung durch sein Wort erschuf in dem Raum, aus welchem er sich selbst zurückgezogen hatte. Oder die Urknalltheorie, nach der das Universum aus dem Urknall entstand und sich ausdehnte. Natürlich auch die christliche These, der zufolge Gott die Schöpfung aus dem Nichts erschuf. Auch über andere Theorien unterhalten wir uns, etwa die der Hindus, die von verschiedenen Universen ausgehen, die immer wieder vergehen und neu entstehen. Mir gefällt die christliche Schöpfungstheorie, weil Gott der anfangslose Gott bleibt. Ich glaube, dass das von Gott gesprochene Schöpfungswort der Urimpuls war, der „Urknall“, aus dem dann das Universum entstand. Diese spekulativen, halbwissenschaftlichen Diskussionen sind für mich nicht lebensentscheidende Glaubensfragen, aber hinterlassen in mir immer wieder eine große Ehrfurcht vor diesem Schöpfergott. Vor lauter Ehrfurcht bekomme ich beinahe Angst vor seiner unendlichen Erhabenheit. In diesem Zusammenhang ist es mir unglaublich hilfreich, Christ zu sein und glauben zu dürfen, dass Gottes Sohn selbst in diese Schöpfung gekommen ist und uns die barmherzige und doch gerechte Liebe des himmlischen Vaters nahe gebracht hat. So sprechen wir, und während wir in den Sternenhimmel schauen, zähle ich fünf Sternschnuppen. Nach der dritten habe ich keine persönlichen Wünsche mehr und bin einfach nur noch dankbar für alles.

### Begegnungen mit Einheimischen (26. März 2006)

Im heutigen Sonntagsgottesdienst ist wieder eindrücklich zu sehen, wie die 120 Katechumenen eine weitere Initiation durchlaufen. Nach der Predigt, in der Bruder Raphael von Christus und seiner vollendeten Liebe bis zum letzten Augenblick spricht, erklärt er, dass es nicht um Magie gehe, sondern um Hingabe und Liebe. „Ihr Katechumenen wurdet diese Woche ins Bibellesen eingeführt. Vergesst aber eines nie: Die Bibel ist ein Buch mit sieben Siegeln. Man kann es zwar den Buchstaben nach lesen, man kann es sogar theologisch und exegetisch erforschen, aber trotzdem nicht verstehen. Entscheidend ist, dass ihr den Heiligen Geist erlebt, denn nur aus dem Licht Christi schöpfend könnt ihr die heiligen Texte verstehen. Wer aus dem Heiligen Geist heraus zu lesen beginnt, versteht die Bibel, selbst wenn er Analphabet ist. So kommt jetzt zu zweit jeweils nach vorne, kniet euch vor Gott nieder und legt eure Hände einen Moment lang auf die Bibel. Wir, die Gemeinde, werden in dieser Zeit für euch beten und Lieder singen, auf dass Gott eure Herzen und Augen öffne für das Verständnis der Bibel.“ Nach dem Gottesdienst kommen wieder einmal Scharen von Kindern zu mir und bitten um ein Kreuzchen. So bastle ich also Kreuzchen, bis der ganze Draht aufgebraucht ist.

Am Nachmittag gehen wir wieder auf den großen Sonntagsmarkt, der nur alle drei Wochen stattfindet. Der Baske aus der französischen Provinz, Bruder Batitte, ist ein Experte in Sachen Kommunikation: In kürzester Zeit bringt er den Leuten, die wir treffen, ein paar Worte Baskisch bei. Das gibt ein herzliches Gelächter, und schon bald können auch wir einige Worte Moré. Auf dem Markt treffen wir auf einen jungen Schreiner, der uns zu seinem Wohnhäuschen führt. Hinter einem Mäuerchen tut sich ein Innenhof auf, der im Schatten einer Pergola liegt. Ein kleiner Esel genießt dort die Kühle. Gleich daneben steht ein geflochtenes Rundhäuschen mit Strohdach, das bis unters Dach mit Hirse gefüllt ist. Sie dient den Menschen als Nahrung, außerdem wird sie gebraucht, um das Hirsebier herzustellen. Dann kommen wir zu einem etwas größeren, eckigen Haus mit einer verschlossenen Blechtür. Hier schlafe er mit seinem Vater, erklärt der junge Mann. Weiter hinten, in dem zweiten Häuschen, wohne seine Mutter mit den kleineren Geschwistern. Diese sind inzwischen mit vielen anderen Kindern herbeigeeilt, um den Besuch der weißen Gäste zu verfolgen. Die Buben haben Höschen an und die Mädchen Röcklein, die allesamt beinahe die Farbe der roten Erde angenommen haben.

Umgeben von dem Rudel Kinder gehen wir zurück Richtung Kloster. Wir begrüßen noch verschiedene Leute. Der Apotheker, ein Muslim, ist äußerst zufrieden, als er auf meinem T-Shirt „Allah ist groß“ entziffert. Ich erkläre ihm, dass auf diesem T-Shirt Gebete aller Religionen stehen. Er schaut mich verwundert an, denn die Grenzen zwischen den verschiedenen Religionen sind hier doch klar gezogen. Ich rufe ihm zum Abschied auf Arabisch zu: „Allah ist groß“, und er antwortete strahlend: „Er ist der einzige Gott.“ Solche

und ähnliche Begegnungen gibt es heute eine Menge, manchmal bestehen sie nur aus einem scheuen Blick, einem Lachen, einem Händeschütteln.

### **Hungrige Mutter mit krankem Kind (27. März 2006)**

Wir sind schon beim Frühstück nass geschwitzt, und unser armer Franzose hat die halbe Nacht auf dem WC verbracht. Das Hirsebier oder die merkwürdigen Würste, die er gestern auf dem Markt verspeiste, haben wohl ihre Wirkung gezeigt. Hoffentlich ist es nichts Schlimmeres. Ich schlage vor, unseren Fleischgenuss zu reduzieren, und gebe ihm etwas gegen Durchfall. Dann erzähle ich den Brüdern die Geschichte von Franziskus, der in einer Fastenzeit sehr schwach und krank wurde. Da kochte ihm ein Mitbruder eine kräftige Fleischbrühe mit einigen Brocken Fleisch, zur Stärkung. Kaum aber war Franziskus wieder bei Kräften, befahl er einem Mitbruder, ihn zu fesseln und durch das Dorf zu führen wie einen Gefangenen. Der Mitbruder sollte dazu rufen: „Schaut her, der scheinheilige Franz, er hat in der Fastenzeit Fleisch gegessen, wehe euch, wenn ihr nicht Buße tut und umkehrt!“ Die Dorfleute, denen ich die Geschichte bereits erzählt hatte, waren tief betroffen von dieser – sicher sehr theatralischen – Handlung unseres prophetischen Ordensgründers. Die Brüder hingegen scheinen keineswegs betroffen, sie brechen vielmehr in herzhaftes Gelächter aus. Wohl auch, weil mein Französisch so schlecht ist.

Während ich den Film von Nadjoundi schneide, klopft eine Mutter mit ihrem Kind scheu an die Tür. Ich will wissen, ob ich ihr helfen kann, woraufhin sie leise fragt, ob wir nicht etwas zu essen hätten? Am liebsten würde ich sie ins Kloster mitnehmen und ihr eine kräftige Mahlzeit bereiten. Aber ich weiß – falsch helfen macht es oft noch schlimmer. Daher wende ich mich an Bruder Maurice, der ihr die Zeiten der Essensausgabe nennt und sie wegschickt. Maurice geht, und die Frau schaut sich stumm, aber mit flehendem Blick zu mir um. Als Bruder Maurice es nicht mehr sieht, rufe ich sie zurück und spreche mit ihr. Ihr Mann sei gestorben und wohl noch irgendwer (was ich nicht genau verstehe), jetzt habe sie seit gestern nichts mehr gegessen. Zudem sei ihr Tochter krank. Ich lege ihr die Hand auf die heiße Stirn. Entgegen meinen Vorsätzen gebe ich ihr so viel Geld, wie ein Landarbeiter etwa im Monat verdient, bitte sie aber, niemandem davon zu erzählen. Sie ist eine Muslimfrau, und ich bastle der kranken Tochter noch einen kleinen Halbmond als Anhänger und segne sie. Die Frau dankt Gott, und es scheint in ihr wenigstens für einen Moment etwas Hoffnung aufzuleuchten. Ich weiß nur zu gut, dass ich so die Probleme des hiesigen Lebens nicht löse, aber dieser Hoffnungsstrahl, der in den Augen der Mutter aufleuchtete, spricht für sich.

Jetzt, wo wir Bruder Batiite zum Flughafen bringen, fällt mir auf, dass alles, was für mich anfangs fremd und neu war in Afrika, mittlerweile schon ganz normal, ja vertraut geworden ist. Die überladenen Autos, die Ziegen auf der Schnellstraße, die Frauen, die an den Brunnen Wasser holen, die weite Steppenlandschaft. Sogar an die Hitze habe ich mich

so gewöhnt, dass ich sie nicht mehr als unangenehm empfinde. Ich bin überrascht, wie schnell man sich in eine neue Umgebung einlebt.

Endlich finden wir eine Bank, die Travellerschecks annimmt, nur will der Bankangestellte pro Tag nur einen einzigen Scheck einlösen. So suchen und finden wir eine weitere Bank, die sich zum Einlösen meiner Reisecheques bereit erklärt – nur leider, leider sei schon seit zwei Minuten Schalterschluss, erklärt der Angestellte, verspricht uns aber, dass wir dafür morgen so viele Cheques einlösen können wie wir wollen. Inzwischen ist es zu spät, um Bücher für die Schwestern in Nadjoundi zu kaufen. Denn als ich sie bei meinem Besuch fragte, was sie sich wünschten, hatten sie mich um „gute Bücher“ gebeten. Nun warten wir also am Flughafen in „unserem“ Restaurant, bis Bruder Batitte einchecken muss. Wir werden dabei regelrecht von Händlern belagert. Als einige mit alten, abgegriffenen Büchern daherkommen, kaufe ich ihnen einen ganzen Stapel für die Schwestern ab, zu denen ich morgen reisen werde. Wie gut diese Literatur ist, weiß ich nicht, es scheinen eher billige Romane und Krimis zu sein, aber wenn man lange genug im Kloster ist, liest man auch gerne mal einen Dreigroschenroman. Bei mir ist das jedenfalls so ... Natürlich kaufen wir noch ein paar andere Kleinigkeiten, zum Beispiel Lederwaren und Holzelefanten. Ich habe den Eindruck, dass das Kaufen und Verkaufen hier fast zum kühlen Bier dazugehört.

Im Kloster stelle ich fest, dass ich meine Schlüssel verlegt habe. Bruder Maurice bietet sich an, mit einem gewaltigen Brecheisen die Blechtür aufzustoßen. Aber dann wären das Schloss, die Tür und der Rahmen kaputt, und in dieser Einöde lässt sich niemand finden, der eine Metalltür flicken kann. Somit ginge es der Tür dann wie vielen anderen Dingen und Geräten hier: Sie würde einfach defekt vor sich hingammeln. Kaputte Gegenstände werden nicht entsorgt aus dem Grund, dass man sie vielleicht irgendwann doch reparieren kann. In Wirklichkeit aber vergehen Jahre, in denen man sich an das defekte Moped, an das stehen gebliebene Auto, an die aufgebrochene Tür, an die beschädigte Wasserpumpe usw. gewöhnt. Am Ende ist man nur noch von Schrott umgeben. Allerdings ist das nicht nur hier so. Ich erinnere mich an ein Kloster in der Schweiz, in das ich vor Jahren eingezogen war. Auch da gab es einen Schrotthaufen voller Dinge, welche die Brüder nicht mehr brauchten oder nicht entsorgt hatten. So bestellte ich damals einen Container, begann zu flicken und zu entsorgen, bis nur noch Dinge übrig waren, die funktionierten und gebrauchsfähig waren. Einem Mitbruder hat es beinahe das Herz gebrochen, als er sah, wie die für ihn „wertvollen“ Gegenstände entsorgt wurden. Die anderen Brüder aber halfen plötzlich das Kloster vom Schrott zu befreien. Letztlich organisierte ich einen Bohrer, bohrte den Türzylinder auf und montierte am nächsten Tag ein neues Schloss. So gibt es nun sogar einen Reserveschlüssel für diese Tür.



### Das Abschiedsfest für einen verstorbenen Moba (28. März 2006)

Heute scheint es nichts zu geben, was ich nicht schon aufgeschrieben hätte. Bruder Maurice fährt mich wieder nach Nadjoundi, um, wie versprochen, bei den Schwestern die Videoclips zu drehen. Während der Fahrt höre ich mir auf dem MP3-Player, den ich für digitale Audioaufnahmen mitgenommen habe, Vorträge über Kunstgeschichte an und lasse die Schönheit der Steppenlandschaft auf mich wirken. Wir haben bereits gute hundert Kilometer Steppe ohne Tankstelle, ohne Straßendörfchen hinter uns, nur die hübschen Rundhäuschen sieht man immer wieder. „Wenn wir stecken bleiben“, frage ich Bruder Maurice, „was dann?“ „Na, dann hoffen wir, dass jemand anhält und uns hilft. In der Nacht wäre das schwieriger, weil niemand gerne anhält aus Angst vor den Wegelagerern.“

Als wir nach Togo kommen, fällt mir auf, dass einige der Siedlungen ummauert sind, aber längst nicht alle. Diese, so erklärt Bruder Maurice, gehören zur Ethnie der Peuhl. Die Peuhl, auch Fulbe genannt, leben wie Nomaden und bauen keine Mauern um ihre Hütten, um ihre Herden besser überwachen zu können. Die Moba und Gurma leben sehr ähnlich, haben aber jeweils eine eigene Sprache und eigene Chefs. Beide Bevölkerungsgruppen pflanzen vor allem Hirse an, woraus sie das *dolo* brauen, das traditionelle Bier, von dem ich inzwischen schon oft gekostet habe. Der Landespräsident wird von den größeren Parteien gestellt und von der Bevölkerung gewählt, erfahre ich.

Die Schwestern im Dispensaire in Nadjoundi sind alle noch beschäftigt, als wir dort eintreffen. So bleiben mir zweieinhalb Stunden bis zum Abendgebet. Auf dem Hügel oberhalb des Klosters liegen kleine Mobasiedlungen, und als von dort Trommelklänge zu mir herüberwehen, ist mir, als ob mich die Trommeln riefen ... In der Nähe des Dörfchens mit den runden Strohhüttchen hat es einen Ziehbrunnen. Dort stehen ein paar Menschen, die singen und dazu rhythmisch die Trommeln schlagen. „Ob dies vielleicht eine Wasserzeremonie ist?“, denke ich mir. Ich deute auf meine Kamera als Frage, ob ich filmen darf. Einer der Männer nickt freundlich. Zwei Frauen, unter einem Tuch verborgen und von den trommelnden und singenden Männern umgeben, machen sich auf den Weg, hinauf zum Dorf. Dort haben sich schon viele Leute eingefunden. Mit einem kleinen Bogen schießt ein Junge Pfeile ab, wodurch verschiedene Stellen markiert werden. Ich komme mir mit der Kamera schon sehr fremd vor: Da ist eine offenbar besondere Zeremonie in vollem Gange, und ich stehe inmitten ausgelassener Moba und habe keine Ahnung, worum es geht. Meine Kamera lege ich lieber weg.

Ein junger Moba spricht mich auf Französisch an und fragt mich, woher ich komme. Er sagt, ich könne ruhig filmen, dies sei ein Abschiedsfest für einen Alten, der vor kurzem verstorben sei. Schon bald fühle ich mich nicht mehr so fremd. Der junge Mann heißt Charles. Er lädt mich ein, seine Familie zu besuchen und führt mich in eine kleine, ummauerte Siedlung aus Rundhäuschen. Im Innenhof sehe ich Frauen beim Kochen, viele

Kinder, einige Hühner und auch einen kleinen Mangobaum. Charles zeigt mir sein Rundhäuschen mit einem Tisch, einem Bett und einigen Bildern an der Wand. Sehr bescheiden und zugleich ganz ordentlich, wie der Rest der Siedlung. Er stellt mich seinen Eltern und einigen Geschwistern vor. Sie seien elf Kinder, berichtet er, und es sei schon ein Problem, alle Mäuler satt zu bekommen. Dann erzählt er, dass er einer „Gruppe für Berufungen“ angehöre – in solchen Gruppen begleiten die Brüder junge Menschen, die eines Tages ins Kloster gehen oder Priester werden möchten. Wir tauschen unsere Adressen aus und ich verspreche, ihm zu schreiben. Wenn er wirklich eines Tages die Priesterweihe erhalte, würde ich nach Afrika reisen und beim Fest helfen, kündige ich an. Als ich gehen will, taucht noch sein Onkel auf, der bei Bruder Benedikt als Boy gearbeitet hat, wie sich herausstellt. Andere erzählen, dass sie von Bruder Benedikt getauft worden seien. Jetzt gibt es wieder Hirsebier, dann kehren alle zum Abschiedsfest zurück, wo gerade ein traditioneller Kreistanz stattfindet. Später, so sagt man mir, werde auch noch moderne Musik gespielt. Fürwahr – bis morgens um 4 Uhr wird die Tanzmusik durch die Nacht dröhnen!

Die Schwestern, die ich zum Abendgebet treffe, haben großen Spaß an den Büchern, die ich mitgebracht habe – gerade auch deshalb, weil es mal nicht fromme Literatur ist. Später schauen wir uns gemeinsam die Filme an, die ich schon gedreht habe. Leider hüpfen die Bilder manchmal, was vermutlich daran liegt, dass die Technik nicht auf dem aktuellsten Stand ist. Aber das stört die Schwestern keineswegs. Ärgern tun sie sich allenfalls über die Radionachrichten. Den Menschen ist nämlich angesichts der morgigen Sonnenfinsternis geraten worden, zuhause zu bleiben – das Naturereignis sei gefährlich. Werdende Mütter werden vor Frühgeburten gewarnt. Die Schwestern schütteln nur den Kopf über solche „Informationen“. Ich meine aber, dass es vielleicht nicht so schlecht ist, den Leuten etwas Angst zu machen, denn sonst würden sie vielleicht in die Sonne schauen und sich dabei die Augen schädigen.

### **Sonnenfinsternis und Aidsaufklärung (29. März 2006)**

Sonnenfinsternis. In einem wunderschönen Traum sah ich den Mond ganz klar vor der Sonne stehen. Jedes Detail auf dem bläulichen Mond war zu erkennen.

Nach dem schönen Morgengebet mit den Schwestern in friedvoller Atmosphäre in der kleinen Kapelle im Mobastil stelle ich die Kamera auf und präpariere sie mit einer Spezialbrille, um in die Sonne schauen beziehungsweise filmen zu können. Als das Spektakel beginnt, bin ich erstaunt, wie gut die Aufnahme mit der Digitalkamera funktioniert. Ich kann die immer kleiner werdende Sonnenscheibe gut heranzoomen. Die Schwestern stehen eine Weile neben der Kamera und singen einige Strophen des franziskanischen Sonnengesangs. Die meiste Zeit aber bin ich allein und schaue stumm und staunend zur Sonne. Ein unvergesslicher Moment, als die Sonne vom Mond sozusagen aufgefressen wird

und ihre Kraft verliert, sie dann aber langsam wieder erlangt. Mir kommt die Monstranz in den Sinn, in der wir Christus im Brot anbeten. Das Christentum hat schon unglaublich viel mit dem Sonnenkult zu tun. Die Sonne trägt das Bild des Höchsten in sich, lehrt uns Franziskus. So beginne ich spontan zu beten und versuche, durch die Sonne hindurchzuschauen, um ganz durch Christus Gott zu schauen. Als nur noch eine goldene Sichel zu sehen ist (die totale Sonnenfinsternis ist 350 Kilometer weiter südlich zu erleben), muss ich an unsere Brüder im Islam denken, die ihre Moscheen mit der Mondsichel schmücken.

So gehen mir während des Sonnenschauspiels manche Gedanken und Gebete durch den Kopf. Ich muss sehr an mein Buch „Das Lied des Lichts“ denken, das kurz vor meiner Abreise nach Afrika veröffentlicht wurde: ein Lied über den Sonnengesang – und jetzt darf ich hier eine Sonnenfinsternis miterleben. Dies alles erfüllt mich mit einer unglaublichen Dankbarkeit.

Schwester Maria-Christine, die Jüngste im Haus, kommt mit kühlem Wasser, und wir schauen nochmals gemeinsam zum Himmel. Dann gehe ich zum Spital hinüber, um mit dem Dreh der Videos zur Aids-Prävention zu beginnen. Zuerst filme ich ein Kind, das an der Infusion hängt, vom Durchfall ganz ausgezehrt, die Ärmchen nicht viel dicker als mein Daume. Die Mutter weint still vor sich hin. Schwester Sophie gibt dem Kind eine Spritze und spricht der Mutter Mut zu. Draußen im Schatten dann versammeln sich viele Mütter mit ihren Kindern bei mir und der Kamera. Eine Hilfskrankenschwester, selbst eine Mobafräule, hält einen Vortrag darüber, wie man einen speziellen Brei für Kinder macht, die an Durchfall leiden. Ich filme alles. Als nächstes drehen wir einen Clip zur Aidsaufklärung in verschiedenen Sprachen und anschließend noch eine Anleitung zum richtigen Stillen von Kleinkindern. Ich hoffe, die Menschen hier können die Videoclips wirklich gebrauchen.

Gerade bei der Aidsaufklärung hätte ich gern noch einiges angesprochen. Reden sollte man in diesem Zusammenhang zum Beispiel darüber, dass der Mensch sich manchmal seinen Leidenschaften hingibt und dann vielleicht Sexualpraktiken ausprobiert, die potenziell gefährlich sind. Ich denke da an Homosexualität mit Partnertausch, Ehebruch, vor- und außerehelichen Geschlechtsverkehr mit wechselnden Partnern oder auch oralen und analen Verkehr. In jedem Fall aber kann man zumindest die Ansteckungsgefahr reduzieren, indem man Kondome benutzt. Letztlich müsste man bei der Aufklärung auch die Schönheit von Treue im Familienleben und den Wert der Enthaltsamkeit aufzeigen, die sicher auch Gott gefallen. Noch in der Mittagspause sprechen wir über diese Themen. Schade, dass viele Geistliche nur Treue und Enthaltsamkeit predigen, während andere Aufklärer sich mit witzigen Sprüchen hervortun: „Im Minimum einen Gummi drum.“ Von Werten wie Familie, Treue, Verzicht ist selten die Rede.

Nach dem Essen bringt mir Schwester Maria-Christine das Ave-Maria auf Moba bei, wobei ich mir fast die Zunge verrenke! Am Nachmittag machen wir weiter mit unseren

Präventionsvideos. Einer der ehemaligen Boys von Bruder Benedikt hält kurze Vorträge über Hygiene und Ernährung. In seinen Vortrag zu Aids fließen meine Anregungen ein: die Ideale von Treue und Enthaltbarkeit betonen und für die, die sich daran nicht halten können oder wollen, die Benutzung des Kondoms empfehlen. Auch die Ansteckungswege zeigt er auf und dass man auch mit Aidskranken sozialen Kontakt pflegen könne und solle. Am Schluss fragt er mich, ob noch ein Vortrag fehle. „Na ja“, meine ich, „wir können mal auf Vorrat arbeiten.“ So entsteht noch ein Präventivclip zum Thema Vogelgrippe. Ich verstehe zwar absolut nichts von der Mobasprache, aber die Leute im Saal hören gespannt zu.

Beim Verlassen der Station kommen wir an einem Mann vorbei, der vor drei Tagen von einer Schlange gebissen worden ist und nun im Sterben liegt. Man weiß nicht, was für eine Schlange das war. Als er vor einigen Stunden hergebracht wurde, lag er schon im Koma. Beim Abendgebet, für das ich mir heute fast zwei Stunden Zeit nehme, denke ich ganz fest an ihn. Wie ich später erfahre, starb er genau in dieser Zeit. Leben und Sterben sind in dieser Hilfsstation, wo Hunderte von Menschen behandelt werden, sehr nah beieinander. Wenn man nicht lernt, mit Armut, Elend und Krankheit umzugehen, kann Afrika zu einem traumatischen Erlebnis werden. Ich bin froh um die Zeit in der Drogenszene in der Schweiz, wo ich diese Haltung des Hinschauens, des Helfens und des Abstandhaltens immer wieder üben musste ...

So kann ich noch den warmen Abend mit den Schwestern genießen. Sie haben eine herzliche Gemeinschaft, und besonders eine afrikanische Schwester sorgt mit viel Humor für gute Stimmung in der Runde. Aber es sind nicht nur oberflächliche Gespräche, die wir führen. Als ich frage, wie sie sich eigentlich finanzieren, sagt Schwester Sophia, dass sie auf die Vorsehung vertrauen. Zudem komme der Missionsverein von Bruder Benedikt für sehr viele Medikamente auf. Ich bitte sie, eine Liste mit all dem zusammenzustellen, was ihnen fehlt. Sie schauen mich etwas verdutzt an, und ich sage: „Wer bittet, dem wird gegeben. Ihr kennt doch die Worte Jesu?“ Als wir beim gemeinsamen Abendgebet das Evangelium vom morgigen Tag hören, müssen alle lachen. Denn da heißt es doch tatsächlich: „Wer bittet, der empfängt.“ (Mt, 7,8)

### **Impftag im Dispensaire (30. März 2006)**

Ein neuer Tag, neue Geschichten. Die Schwestern erzählen mir heute viel von ihrer Arbeit, aber leider sind meine Französischkenntnisse zu schlecht. So bitte ich sie, mir schriftlich von ihrer Arbeit zu berichten: von den Kranken und den Wundern, die es hier zu geben scheint, von dem Engagement für die Aidskranken, von der Katechese, auch von der Organisation des überladenen Alltags. Ich freue mich über die Zusage der Schwestern, bis Ostern einen Bericht verfasst zu haben, denn meiner Meinung nach sollte nicht im Verborgenen bleiben, was hier geschieht. Wer zündet schon ein Licht an und stellt es dann unter den Tisch? Nein,

es gehört in den Leuchter auf den Tisch, damit die Menschen sehen, was Gutes im Namen Jesu geschieht und damit sie den Vater im Himmel preisen. Und wer sieht, was die Schwestern hier leisten, wird auch schneller bereit sein, solche Projekte finanziell mitzutragen. Daher möchte ich die Eindrücke aus diesem Buschspital auch im Internet veröffentlichen.

Danach mache ich einen Spaziergang den ausgetrockneten Flusslauf entlang, wo ich sieben kleinen Kindern begegne, die nach Wasser graben. Nach etwa siebenzig Zentimetern füllt sich das Loch langsam mit Grundwasser. Als ich sehe, wie ein vielleicht fünf- bis siebenjähriger Junge dann ein Gefäß mit rund zwanzig Litern Wasser auf den Kopf hievt, bringe ich kaum den Mund zu vor Staunen. Seine jüngeren Geschwister und Freunde nehmen etwas kleinere Wassereimer auf ihre Köpfe, ich helfe und darf sie in ihr etwa 300 Meter entferntes Dörfchen begleiten. Die Wirbelsäulen der Kinder biegen sich geradezu unter dem Gewicht auf ihren Köpfen. Im Dorf scheinen die Leute sich über mein Kommen zu freuen. Als ich ihnen die Bilder auf dem Display der Kamera zeige, tanzen sie fast vor Freude.

Wieder ins Dispensaire zurückgekehrt, werde ich fast erdrückt von den vielen Frauen, die mit ihren Kindern gekommen sind, um diese heute wiegen und impfen zu lassen. Es sind vielleicht 500 Frauen, und wieder bin ich voller Bewunderung für die Schwestern und ihr Organisationstalent. Als ich inmitten dieser Menschenschar stehe, überflutet mich geradezu eine Welle des Lebens. Eine Mutter hat ihr Kind heute Morgen erst geboren und ist nun schon mit ihm da, als sei dies das Normalste der Welt. Sie scheint weder erschöpft noch überdurchschnittlich glücklich, sie hat einfach ihr Kind gebracht, um es wiegen, registrieren und impfen zu lassen, und reiht sich in die lange Warteschlange ein. Das Impfen ist gratis, die Medikamente kosten etwas. Jede Frau bezahlt einen mehr oder weniger symbolischen Beitrag von umgerechnet etwa fünf Rappen. Die Kinder sind unglaublich ruhig, ein kleines Aufschreien beim Nadelstich, und gleich danach schmiegen sie sich wieder zufrieden an die Brust der Mutter. Kinderwagen oder Babytragetaschen gibt es nicht, die Babys werden mit bunten Tüchern auf den Rücken der Mutter gebunden, wobei nur noch die Füßchen und das Köpfchen herauschauen. Ich werde das Gefühl nicht los, dass afrikanische Kinder so zufrieden sind, weil sie stets ganz nahe bei der Mutter sind. Überall sieht man lachende Gesichter.

Am Nachmittag fahre ich mit Schwester Brigitte auf dem Motorrad nach Dapango. Ich muss gestehen: Es kostet mich Mut, hinten auf dem Motorrad zu sitzen und mit viel zu hoher Geschwindigkeit über holprige Pisten zu brausen! Ich bete, dass wir gesund an unserem Ziel ankommen. Auf der Rückfahrt steuere ich die Maschine, und obwohl ich viel langsamer fahre, überrolle ich fast ein Zicklein, das plötzlich auf die Straße rennt. Schwester Brigitte lacht nur, ähnlich wie Bruder Maurice in gefährlichen Situationen lacht. Und obwohl dieses

Lachen unglaublich entspannend ist, schlägt mir das Herz noch einige Zeit lang bis zum Hals.

### **Zwei kleine Mädchen und ein weißes Huhn (31. März 2006)**

Die Hauskatze der Schwestern hat vor wenigen Tagen Junge geworfen, und heute haben sie die Augen aufgetan. Grund genug, einige Fotos von diesen niedlichen Kreaturen zu machen. Schwester Maria-Christine schaut bei der Foto-Session zu. Mit ihrem langen afrikanischen Kleid, das mit kräftigen gelb- und orangefarbenen Farbtönen durchwirkt ist und dazwischen Fotos von verschiedenen afrikanischen Bischöfen zeigt, sieht sie heute aus wie ein Schmetterling. Eines ist sicher: ein originelleres Ordenskleid habe ich noch nie gesehen! Später fahre ich mit Maurice aufs Land, um in einer Pfarrei traditionelle Kirchenlieder aufzuzeichnen, aber leider treffe ich in der Missionsstation nur auf eine Kleine namens Rosaline und ihre Eltern, die Priester sind seit zwei Tagen verreist. Hier draußen gibt es wirklich nicht sehr viel zu sehen. So schieße ich auf Rosalines Wunsch ein paar Fotos von ihr. Ihre Adresse schreibt sie in mein Tagebuch, und dazu: „je veux les photos de moi“, ich möchte die Fotos von mir. Sie kennt ihren Geburtstag nicht, weiß auch nicht genau, wie alt sie ist. Wir geben ihr das heutige Datum zum Geburtstag. Der Vater meint, sie sei wohl im August geboren. Aber Geburtstage sind hier einfach nicht so wichtig, es gibt eben sehr viele Kinder.

Das Mittagessen ist köstlich, wir bekommen einen Riesentopf Reis mit Fischen aus der Büchse – das Beste, was man hier auftreiben kann. Es gibt nicht genug Teller und auch nur zwei Löffel, und so essen die kleine Rosaline und ich von einem Teller, und zwar mit den Fingern. Zuvor aber holt sie Wasser, um uns die Hände zu waschen. Sie freut sich riesig, als ich bestimme, dass alle Fische auf unserem Teller nur für sie sind. Offensichtlich hat sie mächtig Hunger, denn sie isst sicher dreimal so viel wie ich.

Anschließend beten wir mit der Gemeinde den Kreuzweg. Hier sind die Menschen offenbar noch viel ärmer als in anderen Gegenden, denn sie tragen nur ein armseliges Kreuz mit sich. Dafür sind sie aber mit einer tiefen Hingabe dabei. In der Kirche singen wir Lieder, die ich aufzeichne, um ihnen daraus CDs zu machen. Als ich ihnen eine der Aufzeichnungen vorspiele, sind sie kaum zu bremsen, und Rosaline beginnt spontan, mit etwa zehn anderen Mädchen zu tanzen. Sie ist sowieso ein süßes Kind. Ganz unvermittelt betastet sie meine Haut und meine Haare. Ob ich denn der erste Weiße sei, mit dem sie spreche? Mit großen Augen strahlt sie mich an und bejaht – die weiße Haut sei etwas so Schönes und meine Haare seien so weich. „Na ja, du mit deiner makellosen schwarzen Haut musst dich wirklich nicht beklagen“, finde ich.

Bei Rosaline zuhause kann ich zusehen, wie die Frauen das traditionelle Bier brauen. Dann bringt der Vater das Familienbüchlein herbei, und wir entdecken das Geburtsdatum

von Rosaline: 6. Juli 1992. Dies sei in einer Zeit gewesen, in der eine Hungersnot herrschte, erinnert sich der Vater. Da ich zufälligerweise ein Bild aus der Schweiz dabei habe, das zeigt, wie jemand die Kerzen auf einer Geburtstagstorte auspustet, kann ich ihnen erklären, wie man bei uns Geburtstage feiert. Natürlich gehören auch Geschenke dazu. Ich habe zwar den Draht und die Zange vergessen, aber einige fertige Kreuzchen habe ich noch in der Tasche, die ich zur Freude aller verteile und segne. Zum Abschied schenkt mir Rosalines Familie ein weißes Huhn. Ich habe große Freude daran: Leute, die selbst gerade einmal das Nötigste zum Leben haben, schenken mir ein Huhn! Was aber mache ich mit dem Huhn? Innerlich habe ich es sofort Jesus weitergeschenkt. Da aber fällt mir der Film von Bruder Pierre ein, der Animisten beim Opfern von Hühnern gefilmt hat: Weiße Hühner gelten als Symbol für das Leben und für alles Gute. So nehme ich das Huhn mit.

Am Abend fahren Maurice, Jean-Baptiste und ich auf einer besonders holprigen Straße zu einer Familie, bei der unser Schreinerlehrling Jean-Baptiste wohnen darf. Bei unserer Ankunft kommen sofort die kleinen Kinder herbeigeeilt. Sie haben ihre helle Freude an meiner Stirnlampe, die ich aufgezogen habe, weil immer wieder das Stromnetz zusammenbrach. Ich erzähle den Kindern, die etwas Französisch verstehen, dass ich ein Huhn geschenkt bekommen habe und frage sie: „Was sollen wir mit dem weißen Huhn bloß machen? Es schlachten und essen oder es leben lassen und nur die Eier essen?“ Schon kommt ein Junge und wetzt das Messer. Da flüstert seine kleine, vielleicht 4-jährige Schwester mit ganz zarter Stimme: „Non pas tuer!“, nicht töten! „Ja, willst du denn für das Huhn sorgen, es füttern und vor allem beschützen?“, frage ich sie. Sie haucht mir ein so entschlossenes „Oui“ zu, dass ich ihr sogleich das Huhn schenke und froh bin, dass es nun in der Obhut eines so lieben, kleinen Engels bleibt. Wir suchen dann im Licht der Stirnlampe für das Huhn im Innenhof ein Plätzchen. Anschließend klettert die Kleine wieder zu mir auf den Schoss und fragt, ob ich ihr denn auch so ein Kreuz machen würde wie ich es für Jean-Baptiste gemacht hätte. Und von diesem Moment an bastle ich wieder Kreuzchen, bis wir gehen. Aber es ist ein schöner Gedanke: Überall, wo ich zu Besuch war, hinterlasse ich einige gesegnete Kreuzchen.

Die Begegnungen mit den Menschen heute haben mich mit unglaublich viel Liebe und Wärme erfüllt. Das ländliche Afrika mit seinen sehr sanften, einfachen Menschen ist etwas unglaublich Wohltuendes.

#### **Kreuze aus Draht für die Kinder (1. April 2006)**

Bruder Raphael kommt aus Lomé zurück, Togos Hauptstadt. Er war anlässlich einer Beerdigung dort. Eigentlich wäre ich gerne mit ihm gefahren, aber auch ich kann nur an einem Ort sein, und die Erlebnisse mit den Schwestern, den Kindern und dem Huhn waren es wert, hier zu bleiben. Bruder Raphael erzählt von den unglaublich vielen Menschen, die

bei der Beerdigung waren, von der feuchten Hitze und von der Sonnenfinsternis, die über Lomé fast total war. Der neue Bus, in dem er reiste, war übrigens schon nach zweihundert Kilometern liegen geblieben, aber Bruder Raphael hatte Glück: Ein anderer Bus konnte ihn mitnehmen, während die meisten Passagiere des defekten Busses auf der Straße übernachten mussten. Mir scheint, die neuen Straßen sind noch viel gefährlicher als die holprigen Sandpisten. Die hatten wenigstens eine „natürliche“ Geschwindigkeitsbegrenzung, auf den guten Asphaltstraßen aber wird einfach Vollgas gegeben, bis es kracht...

Jetzt sitzen, Maurice, Jean-Baptiste und ich einmal mehr im Auto und durchqueren die endlose Savanne auf dem Weg zurück nach Korsimoro. Unterwegs schicke ich den Brüdern auf der Insel Werd per SMS einen Aprilscherz: „Salut, ihr Brüder, habe eine schöne Afrikanerin gefunden und bleibe hier, bis ich kein Geld mehr hab. Ihr könnt alle Termine absagen. Gruß, Benno.“

Die Heimfahrt ist viel ruhiger, da jüngst ein großes Stück neue Autostraße eröffnet worden ist. Aber trotz der neuen Straße sieht man immer wieder schlimme Unfälle. Soeben fahren wir an einem umgekippten Linienbus vorbei, der, aus welchem Grund auch immer, im Straßengraben gelandet ist. Überall liegen Gepäckstücke herum und man sieht viele Menschen, aber ob wirklich jemand helfen kann? Ich frage, warum wir nicht anhalten, und bekomme erklärt, dass der Unfall schon vor längerer Zeit passiert sei und die Leute hier einfach bei ihrem Gepäck bleiben und warten wollten, bis sie abgeholt würden.

Die SMS-Antwort aus der Schweiz lässt nicht lange auf sich warten: „Deine Nachricht hat uns schon etwas schockiert, andererseits trifft es sich insofern gut, da wir gestern die Insel räumen mussten. Die Vogelgrippe hat sich so verschärft, dass die Polizei evakuiert hat. Vorläufig logieren wir im Raben. Nun wünschen wir dir trotz allem ‚ä gueti Zit‘! Deine Inselbrüder.“ Na, die wollen mich wohl auch in den April schicken!

Auf dem Markt haben wir auch Türschlösser auftreiben können, allerdings müssen wir die Hälfte flicken lassen, ehe sie montiert werden können – die Qualität lässt halt zu wünschen übrig. Aber bei uns in Westeuropa kostet schon ein Schlüssel mehr als hier ein ganzes Schloss mit Zylinder, also Schwamm drüber. Nachdem ich die Schlösser montiert habe, tauchen drei kleine Mädchen im Kloster auf, eines niedlicher als das andere. Wenn sie einen mit großen Augen anschauen, kann man gar nicht anders, als ihnen jeden ihrer kleinen Wünsche erfüllen zu wollen. „Ihr möchtet sicher ein Bonbon?“, frage ich. Sie nicken scheu und erhalten ein paar Bonbons. Dann will ich sie wegschicken, aber sie schauen mich weiter an und zeigen auf ihre Herzen: „So, so, ihr wollt also auch noch ein Kreuzchen?“ Sie nicken. Eines der Kinder ist ein Muslim-Mädchen, ihm mache ich einen Sichelmond. Ich segne die Kreuzchen, den Halbmond und die Mädchen. Als Bruder Raphael hinzukommt, muss er lachen: Dass ich für Muslime in der Art der Muslime bete, sei eindrücklich. Und macht mir das Kompliment, ein echtes Multitalent zu sein.



### **Besuch einer armen Gemeinde in der Steppe (2. April 2006)**

Noch einmal habe ich Tränen in den Augen ... Ich bin mit Bruder Raphael zur Messe in einer kleinen Kapelle gefahren, die auch zur Pfarrei von Korsimoro gehört, etwa vierzig Minuten von Korsimoro entfernt – oder besser gesagt: Vierzig Minuten mit starken Enduro-Maschinen. Die Menschen hier sind in sehr schäbige Kleider gehüllt und bis auf eine Frau ganz mager. Auch die Kapelle ist ärmer als alles, was ich bisher gesehen habe. Sie ist aus Erdziegeln errichtet und trägt ein löchriges Strohdach. Auch die Kirchenbänke sind aus Erdziegeln, oben mit etwas Zement überzogen, der Boden und der bereits von Termiten ausgehöhlte Altar. Bruder Raphael erklärt mir, dass die letzte Dürre wirklich schlimm war und die Menschen großen Hunger gelitten haben. In der heiligen Messe singt der Chor berührend schöne Lieder, und ich bin mir sicher: Wenn Jesus die Armen selig preist, dann sicher diese Menschen hier. Während der zweistündigen Messe habe ich genug Zeit, die viele Gesichter zu betrachten, die das karge Leben in der trockenen Savanne gezeichnet hat. Nur wenige Menschen können beim Opfer eine kleine Münze spenden, die meisten besitzen außer den Kleidern am Leib kaum etwas, von der Hirse für ihren Lebensunterhalt einmal abgesehen und dazu vielleicht noch etwas Gemüse, Reis von einer Hilfslieferung, Öl und ein bisschen Fleisch.

Während der Messe werde ich von vielen schmutzigen Kindern beobachtet. Die Augen der meisten sind unwiderstehlich klar, und doch schauen sie zurückhaltend und scheu. Besonders ein kleines Mädchen schaut mich immer wieder aus der zweiten Reihe an. Nach der Messe werde ich es ansprechen und ihm ein Kreuzchen machen, nehme ich mir vor. Als ich es dann zu mir winke, bekommt es aber regelrecht Angst und läuft davon. Die anderen Kinder suchen die Kleine, sie traut sich jedoch nicht, zu mir zu kommen. So gehe ich langsam zu ihr hinüber, bringe ihr das Kreuzchen und spreche ein Gebet. Daraufhin kommen etliche Mütter, die auch einen Segen für sich und ihre Kinder erbitten. Das sind für mich die Begegnungen, die unbezahlbar schön sind.

Zum Mittagessen sind wir im Häuschen des Katechisten eingeladen. Es gibt sehr gutes Hirsebier und eine Schüssel Reis mit sechs Fleischstücken darauf! Mir bringen sie noch einen Becher Wasser, und ich werde gebeten, das Essen in meiner Landessprache zu segnen. Der Reis schmeckt mir vorzüglich. Vielleicht gerade deshalb, weil einige kleine Kieselsteinchen nicht ausgewaschen wurden? Bruder Raphael bespricht nach dem Essen mit den Männern die nächsten Gottesdienste und Beichtzeiten und setzt seine Unterschrift in diverse ihm vorgelegte Büchlein, in denen die wichtigsten Daten vermerkt sind, etwa, ob die Leute ihre Kirchensteuer bezahlt haben. Die Kirchensteuer beträgt 500 CFA-Francs pro Jahr, das ist etwas mehr als 1 Schweizer Franken, und wer dies nicht bezahlen kann, bezahlt halt nicht. Danach fahren wir mit den geländegängigen Motorrädern auf einem anderen Weg

zurück. Zum ersten Mal in meinem Leben bin ich richtig froh, dass ich gelernt habe, ein Motorrad zu fahren. Bei uns daheim ist ein Mofa oder Motorrad meist nur ein Luxus, ein Hobby, hier aber oft die einzige Möglichkeit, überhaupt in angemessener Zeit zu den Menschen auf dem Land zu gelangen. Ich genieße die Fahrt durch die heiße Savanne. Es geht über Stock und Stein, durch ausgetrocknete Flussbetten, entlang an kleinen Stachelgebüschchen, dann wieder über heiße, staubige, ebene Sandpisten zurück nach Korsimoro. Immer müssen wir auf der Hut sein vor den kleinen Ziegen, die offenbar am liebsten direkt vor ein Motorrad rennen. Dennoch bin ich froh, als wir wieder beim Kloster ankommen. Der Gedanke, dass mein Motorrad irgendwo draußen in der Savanne schlappmacht und ich ohne Wasser zehn bis zwanzig Kilometer laufen müsste, hat mir schon etwas Sorgen gemacht.

Den Brüdern erzähle ich, dass jene Kapelle wohl die ärmste war, in der ich jemals gebetet habe. Die Brüder aber winken nur ab mit dem Kommentar, das sei noch eine der schönsten! Beim Abendessen zeigt mir Bruder Daniel seine Pläne für die Bibliothek und das Internetcafé. Wir beschließen, für jedes der Projekte nächste Woche einen kleinen Videoclip zu drehen. Für die Bibliothek, für die Pfarrei, für die Brüderkapelle und eventuell noch einen für die Schreinerei. Ich bin überzeugt, dass es Menschen gibt, die gerne solche Projekte unterstützen würden. Im Gegenzug dafür beschließen wir nun endgültig, einen Gebetsdienst aufzubauen: Dazu werden wir den Namen von jedem, der hier bereit ist, pro Tag wenigstens ein Ave-Maria oder mehr zu schenken, aufschreiben und bei uns auf der Insel Werd in die Mitte des Jahweplatzes legen. Dieser Platz ist ein heiliger Kreis aus geharktem Kies, umgrenzt von zwölf Steinwürfeln, in deren Zentrum der aus zwei Dreiecken gebildete Jahwestein steht. Auf diesen Stein werden wir auch die Namen von jenen Menschen legen, die bei uns für sich beten lassen möchten. Ich bin gespannt, was da entstehen wird. Möge Gott seinen Segen dazugeben!

Jetzt sitze ich draußen vor meinem Schlafzimmer und tippe in mein elektronisches Tagebuch, während die Grillen zirpen und von weit her Frösche oder Kröten quaken. Ab und zu schreit ein Esel, klingt das Meckern von Ziegen herüber. Die drei mageren Klosterhunde kommen zu mir, beschnuppern mich und lecken mich ab. Die wenigen Mücken, die es in der Hitzeperiode noch gibt, lassen mich heute in Ruhe – ich habe mich mit einem guten Mückenschutzmittel geradezu einbalsamiert. Dankbar über den reichen, schönen und bewegenden Tag gebe ich ihn Gott im Abendgebet zurück.

### **Vom Rohmaterial zum Präventionsfilm (3. April 2006)**

Der Tag heute wird sicher ruhiger, denn ich möchte nur die Präventionsfilme für die Schwestern schneiden. In der heiligen Messe musste ich an eine liebe Bekannte denken, die mit mir in der Drogenhilfe tätig ist und selbst nach wie vor mit ihrer chronischen Sucht leben

muss. Mir kommt der Gedanke, sie in den Vorstand unseres geplanten Korsimoro-Vereins zu holen. Wer weiß, vielleicht gibt diese Verantwortung ihr einen ganz neuen Schub in eine gute Richtung, und ich könnte so die Gassenarbeit in der Schweiz mit der Vision für Korsimoro verbinden.

Beim Schneiden der Filme hilft mir ein Junge, der unter anderem Moba versteht, eine der Sprachen, die in den Filmen vorkommen. Er ist sehr aufmerksam und freut sich, als er die Sprache der Peuhl hört, jener Nomaden, die Kuhherden betreuen. Auch in Moré und Französisch wird gesprochen, und meine „Verreiber“ mit der Kamera scheinen hier niemanden zu stören. So habe ich heute wirklich zwei Videoclips zum Thema Aids, einen zum Thema Durchfall, einen zum Thema Blutarmut und einen zum Thema Vogelgrippe schneiden und brennen können. Währenddessen haben die jungen Schreiner draußen tüchtig gearbeitet, trotz der drückenden, staubigen Hitze. Zwischendurch konnte ich mich in die Meditation zurückziehen. Ich bin froh, dass ich in den letzten Jahren den Zugang zur Stille gefunden habe, die mich nährt und erfüllt. Sonst wären solche Tage nur Hitze und Anstrengung.

Beim Abendessen erzählt Bruder Raphael von seiner Zeit in Togo: Als Pfarrer besaß er das einzige Auto weit und breit musste immer mal wieder Verletzte oder Kranke in das über dreißig Kilometer entfernte Spital bringen. Drei Kinder wurden in seinem Auto sogar geboren. Das sei immer wieder ein freudiges Erlebnis gewesen, allerdings mit einer Einschränkung: Das Auto kriegte man kaum noch sauber ...

Nachdem ich am leicht abgekühlten Abend einen Rosenkranz gebetet habe, wollte ich eine erfrischende Dusche nehmen, aber das Wasser war immer noch sehr warm, fast heiß. Jetzt liege ich im Bett und bin dankbar, dass mir der Zugang zur Jungfrau Maria geschenkt ist. Heute war beides so nah, die trostlose Hitze in diesem unterentwickelten Teil der Erde und die Liebe Gottes, welche in der Mutter Jesu mit einer speziellen Tröstung für mich aufgeleuchtet ist.

#### **Kampagne gegen Aids (4. April 2006)**

So real hab ich schon lange nicht mehr geträumt. Ich war im Haus meiner Eltern und merkte plötzlich, dass das Haus leicht schief stand. Ich rief allen zu: „Sofort raus, das Haus wird bald einstürzen!“ Die meisten lachten mich aus, aber es war mir sehr ernst. Einige kamen mit mir hinaus auf die Straße, auch meine Eltern. Kaum waren wir draußen, begannen die Wände zu bersten, das Haus krachte zusammen. Der Grund war leicht zu erkennen: Aus dem Nachbarhaus quoll ein riesiger Wasserstrom hervor, welcher das Elternhaus untergraben hatte. Die, die nicht mit nach draußen gekommen waren, blieben wie durch ein Wunder in den Hohlräumen des Hauses unverletzt, mussten aber warten, bis wir sie befreien konnten. Was für ein Traum! Es braucht sicher keine große psychologische Ausbildung, um den Symbolgehalt dieses Traumes zu deuten, und doch kann ich den Traum für mich noch nicht

richtig einordnen. Eines aber ist mir schon seit einigen Tagen bewusst: Es geht in mir eine Wandlung vor. So nutzt Gott die vierzig Tage in der Steppe Afrikas wohl dafür, an mir wandelnd zu wirken... Ich fühle mich immer wieder ganz zermalmt und erschöpft, ähnlich wie sonst in den Exerzitien.

Während ich den Videoclip über die Vision von der Bibliothek mit Internetcafé schneide, ruft Bruder Raphael mich in den Pfarrsaal. Dort findet gerade eine „Sensibilisierung“ zur Aidsproblematik statt, die ich filmisch festhalten soll. Die verschiedensten Vertreter und Ausbilder haben sich hier zusammengefunden: der Dorfälteste, die Katechisten, einige Muslime, Pastoren und andere wichtige Männer, aber auch Frauen, die andere Frauen unterrichten. Das Sensibilisierungsprojekt wird von der Diözese organisiert und der amerikanischen Caritas finanziert. Fünf Prozent der Bevölkerung seien infiziert, sagt man mir. Nun gehe es darum, Familienplanung zu lehren und natürliche Verhütungsmethoden zu erklären. Die Kampagne ist ausgesprochen werteorientiert, baut ganz auf der katholischen Moral auf und versucht, Enthaltsamkeit und Treue zu fördern. Ich verstehe wegen der Sprache nicht viel, aber die Bilder, Rhetorik und Gesten, die Art der Fragen, die Gesichter der Männer, als sie begreifen, wann eine Frau in ihrem Zyklus fruchtbar und wann unfruchtbar ist, das alles spricht wirklich für dieses Projekt. Sicher, ich als pragmatisch denkender Bruder hätte noch angefügt, dass, wenn alle Stricke reißen, ein Kondom benutzt werden sollte, um gegebenenfalls nicht andere Menschen mit in den Abgrund zu stürzen. Aber auf diesen Zusatz wird, wenn ich es richtig mitbekomme, verzichtet. Das verstehe ich, denn die Kirche hat den Auftrag zu zeigen, wie man gut, glücklich und vernünftig lebt, und sie hat nicht den Auftrag, Wege aufzuzeigen, wie man vernünftig sündigt. Aber vielleicht würde die Umkehr beim gedankenlosen „Sünder“ mit einem Kondom beginnen? So schreibt der Evangelist Lukas: „Da sagten die Pharisäer und ihre Schriftgelehrten voll Unwillen zu seinen Jüngern: Wie könnt ihr zusammen mit Zöllnern und Sündern essen und trinken? Jesus antwortete ihnen: ‚Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, um die Sünder zur Umkehr zu rufen, nicht die Gerechten.‘ (Lk 5,30-32)“

Köstlich ist eine kleine Anekdote über den hiesigen Dorfältesten, den Chef. Er ist nicht getauft, kommt aber jeden Morgen zur heiligen Messe. Warum er sich nicht taufen lasse, frage ich ihn. Nun, er sei polygam, lautet seine Antwort. Zu Bruder Raphael sage ich später, dass man beim hohen Alter des Chefs doch annehmen könne, dass er mit seinen Frauen in einer Josephe lebe? Da lacht dieser und meint, ein altes Sprichwort besage, dass „jene Sache“ erst drei Jahre nach dem Tod aufhört! Ein Neunzigjähriger habe ihm letzte Woche gestanden, dass er wohl nun alt würde – seit bald einem Jahr habe er keine Frau mehr gehabt! Vielleicht ist diese hohe Potenz ein Geschenk Gottes an die armen Menschen hier,

die sonst nicht viel Abwechslung haben? Oder spucken sie eher große Töne, fragt sich der Skeptiker. Nun, die vielen Kinder geben eine andere Antwort.

Das Schneiden des Films von der Pfarrei Korsimoro bewegt mich ganz eigenartig. Vielleicht wird mir erst jetzt richtig bewusst, wie wichtig eine Pfarrei ist. Hier keine Pfarrei zu haben hieße, auf eine Menge Kultur, Informationen und überlebenswichtige Güter verzichten zu müssen. Dass der ehemalige Präsidentschaftskandidat uns höchstpersönlich besucht und sich ganz interessiert den Film über die Pfarrei angeschaut hat, freut mich natürlich. Ich hoffe schwer, dass die vielen Stunden Filmen und Schneiden auch kräftig Spenden lockermachen werden für Burkina Faso und besonders für Korsimoro.

### **Gier und Dankbarkeit (5. April 2006)**

Das Telefongespräch mit Bruder Benedikt tut gut. Es ist schön, seine Stimme zu hören von der fernen Insel Werd im Rhein. Die ersten 10.000 Schweizer Franken für ein neues Auto seien schon überwiesen, sagt er, 5.000 Franken von der Gassenarbeit und 5.000 Franken von den Brüdern. Trotzdem wird mir immer bewusster, wie heikel es ist, hier materielle Hilfe zu leisten. Das habe ich am Beispiel von unserem Schreinerlehrling Jean-Baptiste gesehen, dem ich erst seinen neuen Ausweis bezahlte und dann auf sein Drängen hin eine Uhr schenkte. Anfangs hatte ich das Gefühl, er sei damit zufrieden und freue sich einfach darüber, dass ich hier bin. Inzwischen aber kommt er mir fast wie ein Bluthund vor, der Blut gerochen hat. Dauernd schleicht er um mich herum und will irgendetwas. Ich spreche am Mittag mit den Brüdern darüber und meine, wie schnell ein argloses, armes Herz doch gierig wird. Bruder Maurice sagt dazu: „Tja, die Menschen hier haben nichts, und wenn sie etwas haben, wird es schnell zu einem Statussymbol, das die anderen neidisch macht usw.“ Bei uns in Westeuropa ergeht es vielen Menschen nicht anders, aber die Leute hier haben wirklich einfach nichts. Technische Hilfsmittel oder Luxusartikel wie kleine Radios oder kleine Fernseher sind so rar wie das Wasser in der Trockenzeit.

Ein kleiner Junge mit sanfter Stimme sitzt immer in meiner Nähe, wenn ich beim Filmschneiden bin. Heute nimmt er all seinen Mut zusammen und bittet mich, ihm für die Schule einen Taschenrechner zu kaufen. „Gerne kaufe ich dir einen, aber bitte achte gut auf dein Herz, dass es nicht gierig wird.“ Er schaut mich mit seinen großen dankbaren und unschuldigen Augen an und mir wird sofort klar, dass dies bei ihm kein Problem sein wird. Letztlich gilt das Geheimnis von der Freiheit auch hier, und wer nur den Braven und Lieben Unterstützung geben will, muss erst gar nicht anfangen. Es gibt immer auch solche, die profitieren wollen. Wie das Unkraut im Garten. Wer aber die „Un-Kräuter“ kennt, weiß auch um ihre verborgenen Heilkräfte. So gesehen kann ich nur dafür sorgen, dass ich die Hilfsgüter so gut wie möglich platziere, das sehe ich als meine Verantwortung an. Das Übrige muss ich schlicht und einfach dem Spiel des Lebens überlassen. Wenn ich auf mich

selbst schaue, sehe ich, dass ich erst zu dem Zeitpunkt richtig loslassen konnte, als ich vom Leben sehr großzügig beschenkt wurde. Ich komme aus einer gutbürgerlichen, liebevollen Familie, habe Freunde gehabt, immer gutes Essen und Trinken, genug Geld, konnte reisen und mir allerlei Luxus leisten. Erst als ich dies alles gehabt hatte, war ich bereit, im Blick auf die Verheißungen Jesu alles loszulassen. Dafür bekam ich etwas noch viel Wertvolleres als allen Besitz der Welt: Mir wurde der echte, lebendige Glaube an Gott geschenkt.

Mit solchen Gedanken besteige ich einen nahe gelegenen Berg, der mich schon länger unglaublich angezogen hat. Es gibt nicht sehr viele Erhebungen hier in der Steppe, dieser Berg ist wohl auch nicht viel höher als 250 Meter. Es sei ein Berg, auf dem die Animisten manchmal ihre Gebete abhielten, haben die Brüder mir erklärt. Er ist aus eisenhaltigem Gestein und von gewaltigen Erosionsfurchen durchzogen. Der Schweiß läuft mir beim Hinaufsteigen in Strömen herab, aber der Blick in die scheinbar endlose Steppe ist schön und erschütternd zugleich. Weit hinten sehe ich die kleinen Häuschen von Korsimoro und dahinter einen großen See. Ich kann gut verstehen, dass die Animisten auf diesen Berg steigen, um zu beten.

Am Nachmittag gelingt es mir, ein paar Reiseschecks zu wechseln und den PC internettauglich zu machen. Das andere Problem ist: Der Server von Burkina-Net, der hiesigen Telefongesellschaft, bricht alle paar Minuten zusammen, was das Surfen und Arbeiten im Internet fast unmöglich macht. Ich hoffe sehr, dass wir hier eine Satellitenverbindung oder Ähnliches auf die Beine stellen können.

#### **Umkehr und Beichte (6. April 2006)**

Mit dem Motorrad begleite ich Bruder Raphael zu einer dreißig Kilometer entfernten Kapelle, um die Christen dort auf Ostern vorzubereiten. Es ist für mich faszinierend und zugleich äußerst schwierig, mit dem Motorrad über Sandpisten zu fahren, zudem zieht Bruder Raphael eine gewaltige Staubfahne hinter sich her. Er fährt für meine Verhältnisse unglaublich schnell über die holprigen Pisten, und mehrfach wäre ich fast gestürzt. Schließlich kommen wir an einer noch armseligeren Kapelle an als der, von der ich vor ein paar Tagen berichtet habe. Diese hier besteht nur aus Strohmatten, als Kirchenbänke dienen Steine und ein paar Baumstämme. Mir bringen die Leute einen wunderschönen Holzstuhl, der aus Ästen und Ziegenlederschnüren gefertigt ist. Dann beginnt Bruder Raphael in einer Schlichtheit von Jesus und der Fastenzeit zu erzählen, dass es dem Herzen wohl tut. Die Leute sind ganz bei der Sache, und zwischendurch bringt Bruder Raphael alle zum Lachen. Es ist schon ein Geschenk, wenn gebildete, gläubige und zugleich verantwortungsvolle Männer bereit sind, den Ärmsten die Frohe Botschaft zu verkünden! Raphael spricht über die vierzig Tage der Fastenzeit, erzählt, wie Noah vierzig Tage im Regen ausgehalten hat, wie überhaupt immer wieder die Zahl vierzig in der Bibel vorkommt. Bis hin zu Jesus, der selbst

vierzig Tage fastete und dann vom Satan versucht wurde, aber nicht auf ihn hereingefallen ist. „Auch wir werden versucht“, erklärt er den Menschen, „manchmal lassen wir uns auf die Einflüsterungen des Bösen ein. Aber wir haben die Chance des Kreuzes und des Glaubens. Wir können Jesus um Vergebung bitten, und diese Vergebung wird uns auch von Gott durch die Priester angeboten. Wer die Vergebung empfängt, wird froh und frei. Und wer frei ist, wird auch besser lieben können. Wichtig für die Beichte beim Priester ist, dass wir uns zuerst mit dem anderen Menschen versöhnen oder ihm wenigstens unsere Versöhnung anbieten. Sagte Jesus doch: „Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dir dabei einfällt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass deine Gabe dort vor dem Altar liegen; geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, dann komm und opfere deine Gabe.“ (Mt, 5,23-24) Das Opferbringen ist für uns Christen die Teilnahme an der Eucharistiefeier, wo wir Jesus in der Gestalt des Brotes empfangen. Wir können das wohl auch rein äußerlich machen, innerlich aber geschieht dann nichts. Menschen können wir täuschen, Gott nicht. Der Teufel flüstert uns allerlei ein: dass wir uns nicht versöhnen, dass wir nicht in den Gottesdienst gehen, dass wir nicht mehr beten und letztlich sogar die Liebe im Herzen verlieren sollen. Das geht vielleicht so weit, dass am Sonntagmorgen eine innere Stimme sagt: ‚Bleib doch noch im Bett, du kannst ja nächsten Sonntag zur Kirche gehen.‘ Oder: ‚Die Peuhl kommen mit ihren riesigen Herden in die Nähe, nimm dir ruhig ein kleines Schäflein, damit du einmal etwas zu essen hast.‘ Aber so beginnt der Diebstahl. Wenn du wirklich Hunger hast, kannst du fragen!“

So bringt Bruder Raphael einige Beispiele aus dem Leben in der Savanne und fügt hinzu: „Genau dafür hat Jesus sich am Kreuz hingegeben: dass wir die Vergebung empfangen können und verwandelt werden in immer stärker von Liebe durchflutete Gotteskinder. Dabei kommen mir die Worte eines Muslims in den Sinn, der sagte, dass er erkannt habe, dass der Weg Jesu der richtige ist, denn es sei der Weg der Liebe, und das Herz der Liebe seien die Versöhnung und das Erbarmen. Aber er habe ein Problem mit den Christen: Sie seien alle arm, sogar die Kirchen und Kapellen. Er würde Muslim bleiben, sonst würde auch er verarmen. Da frage ich: Vielleicht kennen arm gebliebene Herzen aber besser das Geheimnis der Liebe und Versöhnung?“

Nach der Messe produziere ich so viele Kreuzchen wie noch nie zuvor. Als mir der Draht ausgeht, nehme ich eine Fahrradspeiche – die wird dann das letzte Kreuzchen für heute, denn inzwischen habe ich eine kräftige Blase an der Hand von der Arbeit mit der Zange. Zwischendurch werden wir immer wieder zum Trinken des *dolo* eingeladen, des Hirsebiere.

Später sausen wir auf unseren Motorrädern zurück durch die Savanne, mit einem kleinen Abstecher an einen See. Eigentlich ist er jetzt nur noch ein Wasserloch, aber den Animisten gilt er als heiliger Ort, in dem nicht gefischt werden darf. Der See – oder was

davon übrig ist – wird als ein Mutterschoß angesehen, der voller Leben ist, und tatsächlich wimmelt das trübe Wasser nur so von Fischen. Da und dort sieht man kleine Krokodile, und ganz hinten verspeist ein Krokodil soeben einen Fisch. Die großen Krokodile haben sich bereits in Erdhöhlen verkrochen und warten auf die nächste Regenzeit.

Kaum zu Hause angekommen, stehen schon viele Kinder vor meiner Tür. Alle wollen etwas, einen Stift, ein Bildchen. Sogar meine Reservezahnbürste habe ich verschenkt, aber es sind immer mehr Kinder als Geschenke. Hier in Afrika gehört es leider einfach dazu, leer auszugehen.

### **„Gebt, dann wird auch euch gegeben werden“ (7. April 2006)**

Beim Frühstück kommen wir nochmals auf die Situation der Kirche zu sprechen. Ausgelöst durch das Problem, das Bruder Daniel mit zwei Katecheten hat, die nicht wirklich das tun, was er sagt. „Na ja“, bemerke ich, „diese Probleme zwischen Klerikern und Laien sind auch bei uns nicht unbekannt.“ Bruder Raphael doppelt nach und meint, dass ein Pfarrer in der Schweiz nicht sehr viel zu sagen habe, da er von der Kirchgemeinde angestellt ist und somit auch nur beratenden Einfluss auf die Finanzpolitik seiner Gemeinde hat. Und auch wenn es offiziell anders klingt – wer zahlt, befiehlt. Dieses Gesetz gelte überall, wo es „Mammon“ gibt, endet er. Bruder Daniel, der nur die afrikanischen Verhältnisse und Machtordnungen kennt, schaut mich ganz verwundert an. Sein Blick scheint zu fragen: „Warum wird man dann Pfarrer, wenn man nichts zu sagen hat?“

Ich selbst bin nicht unglücklich über das Schweizer System der Kirche, denn somit stellt sich viel mehr die Frage des Dienens als die der Macht. Wenn es dem Klerus gelingt, wirklich zu dienen, wird er auch den Dank dafür empfangen, und Laien und Klerus werden gemeinsam den Willen Gottes zu erfüllen suchen. Wo man auf Ämter, Geld und Machtgehabe baut, mag vieles besser funktionieren, aber ob es tatsächlich dazu führt, die Menschen am Wesen Christi teilhaben zu lassen und das Reich Gottes zu verwirklichen? „Eigentlich“, so erkläre ich, „gefällt mir die schwächliche Position der Kirche in Afrika, will sagen, dass ihr sehr wenig Geld zur Verfügung steht. Unsere Kirche in Europa scheint mir verglichen mit der afrikanischen eher arm in der Glaubensausstrahlung, und vielleicht würde uns materielle Armut helfen, Jesus ähnlicher zu werden? Nur ist Armut, ob im Glauben oder an Geld, nicht eine Garantie dafür, Christus ähnlich zu werden. Möglicherweise kommt man diesem Ziel am ehesten über eine frei gewählte Haltung der Armut nahe.“ „Das mag sein“, erwidern die Brüder, „aber unsere Kirche hier ist schon sehr schwach. Praktisch alle Christen sind aus wirklich armen Verhältnissen, und auch wenn sie sehr herzlich sind, können wir in moralischer und intellektueller Hinsicht nicht gerade von einer Elite sprechen.“ Hatte nicht Jesus aber seinen Jüngern eine ganz besondere Verheißung gegeben und geraten, dass wer ihm nachfolgen wolle, seinen Besitz verkaufen solle? Ein Jünger bekommt keine Macht,



sondern den Auftrag, dienend die Füße zu waschen und zu verzeihen, und wird unter Umständen vielleicht noch verfolgt und gehasst. Dass das nicht gerade einladend wirkt auf besser gestellte Menschen, ist selbstverständlich. Ich habe auch schon einmal zu Jesus gesagt: „Kein Wunder, dass du solches Bodenpersonal hast, du bietest ja auch nicht gerade die besten Arbeitsbedingungen. Für den eigenen Lebensunterhalt reicht es kaum.“ Ich lache, als ich das den Brüdern erzähle, und bin mir natürlich bewusst, dass diese Arbeitsbedingungen für den, der die Liebe Jesu erfährt, eine lockere, ja sogar reizvolle Nebensache sind, weil die Liebe und Freude, die von Gott kommen, alles andere übersteigen, ja durch die Drangsal sogar noch wachsen.

Jetzt sind wir wieder unterwegs in die Hauptstadt Ouaga, um den Computer, insbesondere das Modem reparieren zu lassen, aber auch, um Werkzeug und einen Laptop für Bruder Maurice und seine Arbeit zu beschaffen. Bis vor Kurzem dachte ich noch, die Menschen, die sich für die Entwicklung in einem armen Land einsetzen, müssten selbst möglichst einfach und bescheiden leben und mit den einfachsten Werkzeugen arbeiten. Inzwischen habe ich mich bekehren lassen, und zwar kam mir die Erkenntnis, als ich vor einem riesigen Affenbrotbaum stand. Dieser Baum bringt von Zeit zu Zeit Unmengen von Früchten hervor, aber dazu muss ihm zunächst ein riesiger Stamm wachsen und seine vielen Blätter müsend tausende Liter kostbaren Grundwassers verdunsten. So sehe ich plötzlich auch die Brüdergemeinschaft und eigentlich jede Hilfsorganisation: Um Früchte für die Menschen hervorbringen zu können, brauchen sie Unmengen von Wasser (Gelder), Holz (die Infrastruktur) und schließlich Blätter (Mitarbeiter), die einer solchen Organisation erst richtiges Leben verleihen. So gesehen verstehe ich jetzt auch, weshalb es wichtig ist, den Menschen, die bereit sind, in einem solch armen sozialen Umfeld zu leben und zu arbeiten, eine gewisse Lebensqualität zu bieten. Ich erinnere mich an die Worte eines vermögenden Freundes: „Benno, es ist schon gut, wenn du bescheiden lebst und dich für andere einsetzt. Aber du musst auch lernen, gut für dich selbst zu sorgen, denn wenn du krank wirst oder ausbrennst, hilfst du niemandem mehr. Im Gegenteil, dann müssen sich andere um dich kümmern.“ Es ist also immer eine Gratwanderung: Wann bereichere ich mich unnötig auf Kosten einer Hilfsorganisation und wann brauche ich diese etwas besseren Lebensgrundlagen, um selbst gesund zu bleiben? Inwieweit Bruder Maurice wirklich einen Laptop für seine Arbeit benötigt und inwieweit dieser seine Lebensqualität steigert, weiß ich nicht. Aber ich habe begriffen, dass beides wichtig ist. Erst wenn jemand genug für sich selbst hat, beginnt er, abzugeben. Dieses Gefühl, genug zu haben, ist nicht unbedingt mit dem Besitz materieller Güter verbunden und kann mit materiellen Gütern auch nicht gestillt werden. Aber nur der Beschenkte kann letztlich weiterschenken. Wie recht hatte Jesus doch mit den Worten: „Gebt, dann wird auch euch gegeben werden. In reichem, vollem, gehäuften, überfließendem Maß wird man euch beschenken; denn nach dem Maß, mit dem

ihr messt und zuteilt, wird auch euch zugeteilt werden.“ (Lk 6,38) Ich selbst vertraue auf diesen Satz und habe in den letzten Jahren den Segen erlebt, der aus Schenken und Weiterschenken entsteht.

Also, der Kauf eines Laptops und eines Druckers ist komplett. Bezahlt habe ich, jetzt muss er nur noch installiert werden. Ich hoffe schwer, dass alles funktioniert. Während wir auf die Reparatur unseres Computers warten, macht sich die Polizei an unserem Auto zu schaffen. Bruder Maurice hat etwas zu weit auf der Straße geparkt, ehrlich gesagt, hat er das Auto einfach auf der Straße stehen lassen. Ich begleite ihn nach draußen, um die Diskussion mizuerleben. Es ist köstlich, wie verhalten höflich Bruder Maurice zu diskutieren beginnt. Die Polizisten erklären lang und breit, dass es sich um eine schwere Verkehrsbehinderung handele und er heute um 16 Uhr auf der Polizeistation erscheinen müsse, um eine saftige Busse zu bezahlen. Bruder Maurice lässt sich den Weg dorthin erklären, aber es ist offenbar kaum auszumachen, wo diese Station überhaupt sein soll. Nun beginnt Bruder Maurice in der Landessprache zu diskutieren, und bald bittet er mich, mit ihm kurz ins Geschäft zu kommen. Ich gebe ihm etwas Geld, das er in alte Briefumschläge steckt, und dann verschwindet er für eine Viertelstunde mit der Polizei. Kurze Zeit später schon kehrt er lachend zurück und sagt, die Polizisten seien zufrieden und er auch. Mit 3.000 CFA-Francs (etwas mehr als sechs Schweizer Franken) hat er sie schlichtweg bestochen. Nun, wenn ein Polizist hier pro Tag nur zwischen 1.000 und 2.000 CFA-Francs verdient (zwei bis vier Schweizer Franken), lässt man sich wohl einfacher „kaufen“. Letztlich funktioniert ein Großteil des Systems in Burkina Faso so. Ob diese Korruption je aufgehalten werden kann? Oder ist sie einfach als eine Form der direkten Besteuerung anzusehen?

Der PC ist fertig. Und nicht nur, dass alles ordnungsgemäß installiert ist, sogar ein komplettes Office Software-Paket samt Antivirus-Programm hat man uns dazugeschenkt. Sicher, der Computer und der Drucker waren nicht für umsonst, aber immerhin – alle Programme gab es gratis dazu. Ich freue mich, dass ich den Brüdern nun einen funktionierenden Zugang zum Internet herstellen und hinterlassen kann. Jetzt habe ich alles Geld für die PCs und die verschiedenen Reparaturen am Auto und am Kloster verbraucht. Es bleibt noch ein Scheck von 300 Schweizer Franken. Als wir noch Butter einkaufen wollen, wird mir schlagartig einmal mehr bewusst, in was für einem Wohlstand wir in Westeuropa leben. Butter ist ein für mich so selbstverständliches Grundnahrungsmittel, dass ich noch nie darüber nachgedacht habe. Hier in der Millionenstadt Ouaga kennt Bruder Maurice nur drei Geschäfte, die überhaupt Butter in ihrem Sortiment haben.

Auf der Heimfahrt erwartet uns eine Überraschung: Schon von Weitem sehe ich einen Wirbelwind tanzen. Er wirbelt Blätter und Sand etwa fünfzig Meter in die Höhe, und als der Wirbel auf die Straße zukommt, bitte ich Bruder Maurice zu halten. Ich kann nicht widerstehen und laufe hin. Der Staub und die Blätter peitschen meine Haut, aber ich renne

einfach in das Herz des Wirbels. Drinnen ist es ganz ruhig, nur der Staub, die Blätter und einige leere Konservenbüchsen tanzen um mich herum. So habe ich bislang dem Wind noch nie begegnen können! Schnell ziehe ich meine kleine Kamera heraus und filme. Leider tanzt der Wind nun schnell in eine andere Richtung weiter, und ich bekomme nochmals seine Wucht zu spüren. Die Augen und den Mund voller Sand laufe ich zum Auto zurück, wo Bruder Maurice kopfschüttelnd auf mich wartet. Ich empfinde es als Geschenk, dass ich diesen Wind erleben durfte. Mir wurde in diesem kurzen Moment ganz viel klar: Wenn es im Leben Turbulenzen gibt, dann so schnell wie möglich in die Mitte! Dort ist es ruhig, und man kann die Turbulenzen von innen her betrachten.

Den Abend verbringen wir damit, den Brüdern die neuen Geräte zu erklären. Ich bin erstaunt, wie zufrieden und müde ich ins Bett falle. Der Gedanke, in diesem ärmlichen Winkel Afrikas etwas zu hinterlassen, das ausnahmsweise funktioniert, tut gut. Nicht einfach eine Spende mit alten Kleidern, sondern einen nagelneuen, hochmodernen PC mit einem ganz neuen Drucker. Man könnte einwenden, dass das Geld sinnvoller hätte eingesetzt werden können, zum Beispiel für die Ärmsten. Dazu kommt mir nur die Salbung Jesu in den Sinn, und ist diese arme Pfarrei nicht ein wirkliches Glied am Leib Christi? Bei Matthäus heißt es: „Als Jesus in Betanien im Haus Simons des Aussätzigen bei Tisch war, kam eine Frau mit einem Alabastergefäß voll kostbarem, wohlriechendem Öl zu ihm und goss es über sein Haar. Die Jünger wurden unwillig, als sie das sahen, und sagten: Wozu diese Verschwendung? Man hätte das Öl teuer verkaufen und das Geld den Armen geben können. Jesus bemerkte ihren Unwillen und sagte zu ihnen: Warum lasst ihr die Frau nicht in Ruhe? Sie hat ein gutes Werk an mir getan. Denn die Armen habt ihr immer bei euch, mich aber habt ihr nicht immer.“ (Mt 26,6-11)

#### **Ruhetag (8. April 2006)**

Die Brüder halten ihr Hauskapitel, eine Versammlung, die einmal im Monat stattfindet und dazu dient, den Klosteralltag zu regeln und auch spirituelle Fragen zu klären. Ich werde noch einige Arbeiten am PC erledigen und denke, einen ruhigen Tag vor mir zu haben.

Tatsächlich habe ich den Film fertig schneiden und dabei Bruder Raphael gleich eine Einführung ins Filmschneiden geben können.

#### **Freilichtkino am Palmsonntag (9. April 2006)**

Palmsonntag. Was für eine Zeremonie! Die Menschen stehen mit Palmzweigen vor der Kirche und wir feiern den Einzug Jesu in Jerusalem. Es ist ergreifend, wie dem Sohn Davids (ein Herrschaftstitel für Jesus in der Bibel) „Hosianna, hoch gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn“ gesungen wird, wie die Kirchgänger dazu jauchzen und mit Palmzweigen

winken. In der Kirche wird dann die Passionsgeschichte nach Markus gesungen und mit Trommeln begleitet. Anschließend beten wir ein liturgisches Exorzismus-Gebet, welches deutlich macht, unter wessen Herrschaft die Gläubigen stehen. Die Katechumenen werden mit Öl gesalbt. Es ist für mich ein wirklich lichter Moment, jedem einzelnen Katechumenen kurz zu begegnen und ihn mit etwas Öl zu salben. Nach dem Gottesdienst werde ich wieder einmal von Kindern belagert. Alle wollen etwas, und ich bin froh, dass ich wenigstens heute Morgen kein Kind leer ausgehen lassen muss, denn ich habe mit dem neuen Drucker für alle immerhin ein kleines Bildchen ausdrucken können.

Am Nachmittag fährt Bruder Raphael mit mir zur Madonna von Burkina Faso, dem Marienheiligtum dieses Landes. Auf einem kleinen Hügel, etwa fünfundzwanzig Kilometer von Korsimoro entfernt, steht eine typisch afrikanische Kirche: Blechdach, aus Steinen gemauerte Kirchenbänke, ein Altar und in einfacher Art gemalte biblische Szenen an den Wänden. Die Altarplatte ist auch hier auf zwei „Chefstühle“ gelegt. (Der Thron des Dorfchefs ist ein aus einem Baumstamm herausgearbeiteter „Stuhl“, wobei oben und unten eine runde Platte ist und vier oder fünf Füße die Platten zusammenhalten. In der Kirche steht eine große Madonnenfigur, die bei Prozessionen an vier Holzholmen mitgetragen wird. Draußen auf dem Gelände findet sich eine riesige Freiluftanlage für mehrere Tausende von Menschen, und vielleicht 400 Meter hinter der Kirche liegt die Grotte mit der Madonna ... In einem Gebet bedanke ich mich für die kostbare Zeit hier in Afrika.

Zurück fahren wir über einen kleinen Umweg bei nur wenig geöffneten Fensterscheiben. Hier in der Sahelzone, wie die Übergangszone vom eigentlichen, sich nördlich anschließenden Wüstengebiet der Sahara bis zur Trocken- beziehungsweise Feuchtsavanne im Süden genannt wird, hat es seit sechs Monaten keinen Tropfen mehr geregnet. Es ist so heiß, dass man die Fenster des Autos nur so weit öffnen kann, dass kein direkter Fahrtwind auf die Haut kommt, denn in dieser Hitze brennt der Wind geradezu. An der Straße versucht sich ein Junge als Anhalter. Wir stoppen, und er erzählt, dass er unterwegs zur Schule sei. Die liege zehn Kilometer von seiner Hütte entfernt, es gebe aber etliche Schüler, die noch weitere Schulwege haben. Ich bewundere den Jungen, der mit billigen Plastiksandalen an den Füßen und einem kleinen Plastiksack, in dem er eine paar Schulbücher auf dem Kopf transportiert, zehn Kilometer durch die wüstenähnliche Sahelzone marschiert. Er hat Glück, da er bei Verwandten übernachten kann und so den langen Schulweg nicht wie andere Kinder täglich machen muss. Dies erfahren wir weil wir ihn mitgenommen haben, wie es hier auf dem Lande üblich ist.

Am Abend wird das Freiluftkino eingerichtet. Das ist ein Fest! Mit einem Beamer zeigen wir einige der Filme, die ich mehr oder weniger fertig geschnitten habe. Ich werde wohl nie mehr ein größeres Publikum haben: 500 bis 800 Menschen sind gekommen, und es ist köstlich zu sehen, wie sie auf die Filme reagieren. Momente, die für mich unglaublich

komisch sind, sind für die Menschen hier völlig normal. Ich denke da zum Beispiel an einen Hühnertransport auf dem Motorrad, aber niemand lacht darüber. Doch als sie mich auf einem Esel reiten sehen oder den invaliden Michael auf dem Fahrrad, gibt es helles Gelächter. Jedenfalls scheint sich niemand an Schnitt- und Tonfehlern zu stören, und alle haben ihre helle Freude, dass sie hier in Korsimoro gefilmt worden sind.

### **Abschied von Korsimoro (10. April 2006)**

Mein letzter Tag in Korsimoro, mein vorletzter Tag in Afrika. Als ich mich im Gottesdienst frage, wie ich diese ganze Zeit hier für mich wohl einordnen soll, kommt mir der Gedanke, dass eine Sendung mit ihr verbunden ist. Auf der Hand läge die Sendung, Geld für Korsimoro zu beschaffen – aber Spenden einzusammeln ist mir mit meiner franziskanischen Grundgesinnung zutiefst zuwider. Sollte ich jedoch nach meiner Zeit in Afrika gefragt werden, werde ich sicher nicht schweigen, und wenn die Menschen dann etwas spenden wollen, soll es mir nur recht sein.

Nach der Meditation schlage ich nochmals die Bibel auf, um hineinzuhorchen, was aus dieser Zeit in Zukunft werden soll. Ich stoße auf eine Stelle in der Apostelgeschichte: „Als sie zu Ehren des Herrn Gottesdienst feierten und fasteten, sprach der Heilige Geist: Wählt mir Barnabas und Saulus zu dem Werk aus, zu dem ich sie mir berufen habe. Da fasteten und beteten sie, legten ihnen die Hände auf und ließen sie ziehen. Vom Heiligen Geist ausgesandt, zogen sie nach Seleuzia hinab und segelten von da nach Zypern. Als sie in Salamis angekommen waren, verkündeten sie das Wort Gottes in den Synagogen der Juden.“ (Apg 13,2-5) Ich bin gespannt, wie *meine* Missionsreise aussehen und wer mich begleiten wird. Einen ersten Termin habe ich schon am Karfreitag beim Deutschen Fernsehen, einen nächsten bei der Bank Leu in Zürich. Das sind wohl die modernen Synagogen...

Während ich diese Zeilen vor meiner Klosterzelle auf der kleinen Treppe sitzend schreibe, werde ich von unseren drei Klosterhunden beschnuppert. Es hat sich einiges geändert in mir, merke ich, allein in Bezug auf die Hunde. Als ich ankam, habe ich mich gefragt, was diese drei mageren, staubigen, unerzogenen, namenlosen Hunde hier sollen. Schon längst sind sie meine Freunde geworden, und ich liebe es, wenn sie in meiner Nähe sind, mich beschnuppern und manchmal auch an Händen und Füßen belecken. Am Morgen sind sie die ersten, die mich stürmisch begrüßen, am Abend die letzten, die mich zur Klosterzelle begleiten. Doch, sie werden mir sehr fehlen!

Ich merke heute schnell, dass es doch etwas kompliziert ist, den Brüdern beizubringen, wie man eine Webseite kriert. Das liegt zum einen an den unglaublich vielen Arbeitsschritten, zum anderen an der Sprachbarriere und dem für sie komplett neuen

Programm. Trotzdem bleibe ich dran, denn mir ist es wichtig, dass dieser von der Welt fast vergessene Winkel auch im Internet zugänglich wird.

Die Hitze bewegt sich dem Höhepunkt zu: 40 bis 45 Grad im Schatten bei einer Luftfeuchtigkeit von nur 5 bis 10 Prozent. Heute freue ich mich zum ersten Mal wieder auf die Schweiz mit dem angenehm kühlen Klima. Natürlich auch auf viele andere Annehmlichkeiten wie sauberes Wasser, saubere Straßen, grüne Wiesen – und wieder in der Muttersprache sprechen zu können. Und ich freue mich auf meine Freunde und Freundinnen, auf meine Familie und besonders auf die Gemeinschaft der Brüder.

Den Nachmittag verbringe ich damit, den vielen Leuten, die gekommen sind, um sich zu verabschieden und ihren Rosenkranz abzuholen, Adieu zu sagen. Allen, die versprochen haben, für uns zu beten, habe ich im Gegenzug einen Rosenkranz versprochen. Wieder einmal wird mir bewusst, wie heikel es ist, hier etwas zu verschenken, denn das giftige Feuer der Gier wird so schnell entfacht, dass es schon wegen eines Rosenkranzes fast zu Schlägen kommen könnte ... Die Leute leben in einem materiellen Vakuum, wie ich es mir niemals hätte vorstellen können. Für viele ist es schon schwer zu teilen, wenn sie etwas besitzen, aber besitzt man nichts, fällt das Teilen oftmals noch schwerer. Immer wieder versuche ich zu erklären: „Wenn ihr gebt, dann wird euch gegeben in vollem, überfließendem Maß.“ „Wir haben ja nichts“, ist dann die Antwort. „Nun, ihr sollt ja auch nur euer Gebet verschenken, und ich verspreche euch, ihr werdet zuerst viele Gnaden in euren Herzen empfangen, damit ihr unter anderem lernt, mit dem Begehren besser umzugehen. Denn was nützt es, wenn ihr Geschenke bekommt und dann nur noch gieriger, vielleicht gar bösartig werdet?“ Viele scheinen mich zu verstehen.

Zum guten Schluss kommt der Chef, unser Dorfältester, der jeden Tag zur Kirche geht, aber nicht getauft ist, weil er mehrere Frauen hat. Es ist eine herzliche Begegnung. Auch er lässt sich einschreiben für den Gebetsdienst, „unterschreibt“ mit seinem Fingerabdruck und verspricht, kräftig für uns zu beten.

### **Gebetsdienst für Europäer (11. April 2006)**

Der letzte Tag in Afrika ist angebrochen. Der Schneider liefert die Hemden, die ich aus dem mir geschenkten Stoff machen ließ; zwei kleine Mädchen bringen mir einen Tontopf und einen Schlüsselanhänger als Geschenk; der Chef und viele andere kommen, um mich nochmals zu verabschieden.

Später versuche ich erneut, den Brüdern die Arbeit an Webseiten nahe zu bringen. Diesmal klappt es – sogar zwei kleine Instruktionsvideos mit Erklärungen haben wir anfertigen können. Wenn die Brüder einmal nicht mehr weiter wissen, können sie sich diese Clips anschauen und die wichtigsten Informationen abrufen.

Zum Mittagessen ziehe ich meine neuen Afrikakleider an. Die Hose und die zwei Hemden sind aus einem speziellen „Katholiken-Stoff“ gemacht, auf dem alle Kirchen der Diözese Kaya abgebildet sind. Jeder, der mich in diesem Aufzug sieht, freut sich. Zuletzt folgt die obligatorische Abschiedsfeier mit kleinen Geschenken und lieben Abschiedsworten. Das wirkliche Geschenk für mich aber sind die vielen Menschen, die versprochen haben, für uns zu beten und sich in den Gebetsdienst eingeschrieben haben. Ein älterer Herr kommt extra mit einem Zettel, worauf geschrieben steht, dass er jeden Tag für bei uns einen Rosenkranz beten werde. Unterwegs zum Flughafen kaufe ich noch schnell hundert Rosenkränze und bitte die Brüder, sie denjenigen Menschen zu geben, die noch keinen bekommen haben.

Der Flughafen. Ich mag Abschiedszeremonien nicht besonders und bin froh, jetzt eingeeckelt zu haben. Hier im letzten Warteraum vor dem Abflug läuft ein Fernseher mit den Weltnachrichten. Mir wird bewusst, dass ich fast fünfzig Tage lang keine Nachrichten mehr gesehen, gehört oder gelesen habe und dass es jetzt zurück in die „andere“ Welt geht. Ich bin gespannt, was aus dieser einschneidenden Zeit hier in Afrika Neues aufkeimen wird.

### **Ausblick**

Die in diesem Tagebuch festgehaltenen Eindrücke meines ersten Besuchs in Burkina Faso haben bei mir tiefere Spuren hinterlassen, als ich je für möglich gehalten hätte. Und wenn ich sehe was heute, drei Jahre später, in der trockenen Savanne Westafrikas gedeiht, zeigt sich, dass auch unsere Hilfe nicht ohne Wirkung geblieben ist. Sicher, mit jeder Hilfeleistung ist eine große Verantwortung verbunden, denn sie muss nachhaltig wirken und darf die Hilfsbedürftigen nicht aus Armut in Abhängigkeit führen. Das gute Gelingen eines Engagements nicht zuletzt von Begleitern ab, die über die materielle Unterstützung hinaus Hoffnung und Zuversicht vermitteln und den Menschen eine bessere Zukunft aus eigener Kraft ermöglichen. Es scheint immer viele Energien zu geben, welche Hoffnung zu verhindern suchen. Wie schwierig es beispielsweise sein würde in Korsimoro Bäume anzupflanzen wurde mir erst klar, als wir die Setzlinge nebst der aufwendigen Bewässerung gegen die herumstreunenden Schweine, Ziegen und Schafe verteidigen mussten. Manchmal gab es – wie bei uns – destruktive Menschen, die aus lauter „Dummheit“, Verzweiflung oder Bosheit junge Schösslinge bei Nacht umknicken. So ist es eben die Herausforderung jeder Hilfeleistung die Projekte vor Ort wie kleine Bäumchen zu setzen und zu pflegen, damit sie starke Wurzeln schlagen und reichlich Früchte tragen können.

Bei meiner zweiten Reise nach Westafrika begleitete mich Bruder Vittorio vom Dritten Orden der Franziskaner. Wir kennen uns schon seit Jahren, er ist mein Freund, Bruder, Motivator aber auch einer meiner härtesten Kritiker. Er bemüht sich stets mich meinen Stärken und Schwächen anzunehmen, zu lieben und doch wach und kritisch zu bleiben.

Kaum jemand hat einen so konstruktiven Geist und trägt so viel Liebe zu Gott und den Ärmsten in sich.

Ohne Vittorio wäre ein ganz besonderes Projekt, wie es heute existiert, wohl nie zustande gekommen. Mein Auftrag war es, mich nochmals bei der Weiterentwicklung der Schreinerei einzubringen und die Augen offen zu halten für das, was die Franziskaner Brüder in Korsimoro besonders benötigten. Natürlich standen auch wieder einige Besuche bei andern Schwestern und Brüdern auf dem Programm, welche unser Altmissionar Bruder Benedikt kennt und schon lange über den Missionsverein der Schweizerfranziskaner unterstützt. Es war etwas Besonderes bei meinem zweiten Einsatz einen Begleiter zu haben, mit dem ich gut gemeinsam beten und auf Gott horchen konnte. Zahllose Hilferufe erreichten uns während wir mit Leuten ausserhalb des Klosters sprachen; Vittorio und ich unterstützten uns gegenseitig, halfen mit allem, was uns zur Verfügung stand. Manche Afrikaner, die existentielle Not litten, bedankten sich so herzlich, dass wir ihre Blicke nie vergessen werden. Vittorio antwortete immer wir könnten nur das verschenken was uns von Gott und von andern Menschen anvertraut wurde – dabei verschwieg er, dass er sehr vieles aus seiner eigenen Tasche dazu gab. Unsere genaue Buchführung ergab, dass wir am Ende viel mehr unter die Leute brachten, als wir geplant hatten ... Dies war uns Dank vieler grosszügiger Gönner möglich, die uns schon im Voraus unterstützt haben.

Vittorio verstand auch seinen persönlichen Besitz als ihm anvertrautes Gut: „Wie kann ich mit meiner sichern Pensionskasse glücklich sein und Ferien geniessen, wenn ich immer wieder Menschen sehe, die beinahe weniger haben als Nichts?“ Zu den Armen sagte er oft: „Schau, das sind nur kleine Tropfen auf die heissen Steine Afrikas ...“ Ich erinnere mich, wie ein greiser Afrikaner mit faltigem aber edlen Gesicht darauf einmal antwortete: „Ja, aber viele Tropfen geben auch ein Bächlein und viele Bächlein füllen einen See...“ Aus dieser eindrücklichen Begegnung erwachte dann in uns die Idee, dass wir als Freunde des Missionsvereins der Schweizer Franziskaner verschiedenste „Tautropfen“ zu den Menschen in Afrika leiten könnten. Ich müsste ein weiteres Buch verfassen um zu beschreiben wie unsere Idee der „Tautropfen“ reifte und heute schon viele Früchte trägt. Am Ende meines zweiten Afrikaeinsatzes jedenfalls, hatten Vittorio und ich 20 verschiedene „Tautropfen“-Projekte entwickelt, mit denen wir Burkina-Faso und Togo speziell unterstützen wollten. Vittorio ist ein echter Missionsgärtner geworden.

Es ist erstaunlich zu sehen wie die verschiedenen „Tautropfen“-Samen zu ganz verschiedenen Pflanzen heranwachsen. Während man von einigen kaum noch etwas hört, entfalten sich andere, von denen wir keine zu grossen Erwartungen hatten, unglaublich gut. brachen aber auch sehr viel Pflege. Ich denke an die Mikrokredite die Vittorio initiierte, das Kinderheim in Lome, die Schulgelder – da ist wirklich viel passiert und es bereitet Freude zu sehen wie es gedeiht. Gewisse Projekte sind bereits zum grössten Teil selbsttragend



geworden. Zu jedem „Tautropfen“ findet man auf [www.tautropfen.ofm.li](http://www.tautropfen.ofm.li) einen kleinen Kurzfilm und eine Kurzbeschreibung, die immer wieder aktualisiert werden.

Schließlich kam dann mit dem neuen **Präsidenten** ([Bruder Fidelis Schorer](#)) des Missionsvereins noch unsere Selbständigkeit. Da unsere Initiative inzwischen zu gross geworden war, um weiterhin in das Konzept des Missionsvereins passen, sollten wir eine eigene Organisationsstruktur aufbauen. So entstanden die Zwillingsvereine „Tautropfen“ und „Wasserrecht“. Es war wieder himmlische Fügung, dass zur rechten Zeit die richtigen Leute bereit waren Verantwortung zu übernehmen. Das Staudammprojekt wird jetzt über den Verein „Wasserrecht“ organisiert, alle anderen Projekte stehen weiterhin unter dem Dach der „Tautropfen“.

Nach einer gemeinsamen Afrikareise sagte mein Freund Roger mir einmal: „Schau, wir werden dieses gigantische Projekt realisieren. Aber das Entscheidende ist was hier bei uns geschieht.“ Damit hat er eigentlich den Kern der Sache getroffen, denn inzwischen werden die „Tautropfen“ von den verschiedensten Quellen unterstützt: Von Privat Spendern, die uns Kleinst- bis Großbeträge anvertrauen, von Stiftungen, Politikern, Bankern, Bischöfen und Kindern, sogar einem spirituellen Scheich. Opfer und Spenden werden gesammelt bei Hochzeitsfeiern, Beerdigungen, Geburtstagen und Open-Air-Festivals. Pfarreien, Musikvereine, Frauenvereine und viele andere haben sich engagiert. Sogar der Verkauf eines Jubiläumswein anlässlich 1.250 Jahre St. Otmar auf der Insel Werd wurde mit dem Staudammprojekt verknüpft. All diese Menschen haben die „Tautropfen“-Projekte in ihr Herz geschlossen und dabei entsteht unglaublich viel Freude und Solidarität. Ich bin voll Vertrauen, das uns alle, die sich für unsere Projekte einsetzen der Segen von Mensch und Gott weiter begleiten wird. Es ist eine Freude zu sehen, wie hinter alle dem die unsichtbare, liebende Hand Gottes spürbar ist. Ein Gott der Pläne des Heils für alle hat und sie durch viele verschiedene Menschen umsetzt.

### Danksagung

Danken möchte ich einfach unserem Gott, der mein Leben so wundersam begleitet und aus meiner bisweilen schmerzhaften und doch wunderbaren Lebensgeschichte eine wahre Heilsgeschichte werden lässt. Mein Dank gilt dann natürlich meinen Mitbrüdern in der Schweiz, die mir die Zeit und das Geld für eine solche Erfahrung geschenkt haben. Auch den Brüdern in Afrika, die den Willen und die Kraft haben, in diesem so armen Korsimoro zu leben und zu arbeiten, fühle ich mich in Dankbarkeit verbunden. Sie haben mich dort wahrhaft brüderlich aufgenommen. Danken möchte ich weiterhin [Sereina Traber \(die Präsidentin vom Verein Tautropfen\)](#), die an jedem Tag meiner Reise eine Kerze für mich angezündet hat und mich mit ihrem Gebet begleitet hat, so dass mir Franziskus und die

Kommentiert [E1]: Pater Fidelis Schorer?

Engel oft sehr nahe waren. Und ein ganz besonderer Dank geht an Anne und Karin Vial, meine ehemaligen (Autoren)-Agentinnen. Sie haben mich ermutigt, dieses Afrika-Tagebuch zu schreiben, und haben nebst dem Verlag viel beigetragen~~haben~~ es ~~auch~~ in die vorliegende schöne und lesbare Form zu bringengebracht.

## **Glossar**

### **Benediktus-Lied**

Ein neutestamentliches Lied ( Lk 1.68-1.79), das im röm.-kath. [->] Laudes am Morgen gebetet oder gesungen wird.

### **Definitor**

Der am Kapitel der Franziskaner gewählte höhere Ordensrat. Trifft wichtige Entscheidungen gemeinsam mit dem [->] Provinzial wichtige Entscheidungen.

### **Einkehrtage**

Rückzug eines Gläubigen – oder einer Gruppe von Gläubigen – zur Auseinandersetzung mit einem Spirituellen Thema.

### **Ewigprofessen**

Brüder oder Schwestern, die von der Ordensfamilie nach bestandenen Prüfungen für den Rest des irdischen Lebens und für die Ewigkeit aufgenommen werden.

### **Exerzitien**

Längere Zeiten des intensiven Einlassens auf das geistliche (spirituelle) Lebens. Dazu zieht man sich in der Regel in die Natur, in ruhige Klöster oder in spezielle Häuser zurück, in denen ausgebildeten Menschen die einzelnen Teilnehmer auf ihrem geistlichen Weg begleiten.

### **Guardian**

Der Hausobere im Franziskanerkloster. Er wird alle drei Jahre gewählt und kann maximal drei Mal hintereinander dieses Amt übernehmen.

### **Habit**

Das traditionelle, speziell geweihte Ordensgewand, das von Mönche, Nonnen oder auch Brüder und Schwestern getragen wird.

#### **Katechist**

Ansprechpartner in den verschiedenen Regionen großer Pfarreien. Ist kein Priester zugegen, stehen sie dem Gebet und den Gottesdiensten vor. Sie halten den Religionsunterricht (auch für Erwachsene), engagieren sich für die Alphabetisierung und vermitteln bei Konflikten und sozialen Problemen.

#### **Kustos**

Der Höchste gewählte Ordensobere in einer Kustodie, einer kleineren Provinz, die einige kirchenrechtliche Unterschiede zur einer ordentlichen Provinz kennt.

#### **Laudes**

Lat. „Morgenlob“.

#### **Missionar ad gentes**

Verantwortlicher einer Franziskanerprovinz, der die Frohe Botschaft Jesu zu den Völkern trägt (vgl. Lk. 28,19).

#### **Provinzial**

Der gewählte Oberste einer Franziskanerprovinz. Er wird alle drei Jahre gewählt und kann maximal drei Mal hintereinander dieses Amt übernehmen.

#### **Orantenhaltung**

Eine Gebetsstellung, bei der stehend die ausgebreiteten Arme zum Himmel hin geöffnet werden.

#### **Regel**

Die Urregel, welche die Lebensform der Franziskaner mit wenigen Sätzen umschreibt. Sie wurde am 6. April 1209 vom Papst Honorius III bestätigt. Inzwischen sind diverse Statuten entstanden, die Orientierung im Ordensleben geben.

#### **Senior**

Bezeichnung für den oder die ältesten Brüder in einem Kloster.

#### **Sonnengesang**

Eines der bekanntesten Lieder über die Geschwister Elemente, die Versöhnung und Bruder Tod. Franziskus dichtete es kurz bevor er in San Damiano starb.

#### **Taizé-Lied**

Die internationale ökumenische Communauté von Taizé wurde 1940 von Frère Roger in Frankreich gegründet. Sie zieht besonders Jugendliche aus vielen Ländern an, Lieder sind ein fester Bestandteil der Treffen in Taizé.

#### **Vikar**

Der Stellvertreter des Ordens- oder Hausoberen.

← **Formatiert:** Einzug: Links: 0 cm